

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

## Inhalt:

	Seite
Kaffen . . . . .	311
Marées in Berlin. Von Julius Meier-Graefe . . . . .	323
Die Familie Kolowrat. Von Ludwig Dehm . . . . .	328
Stendhal. Von Leo G. Sera . . . . .	333
Der Schutzengel des Königs. Von Henne Hillemaier . . . . .	344
Paragraph 252. Von Leden . . . . .	349

Nachdruck verboten.

Er scheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.  
 Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.

Die Hypotheken-Abteilung des  
**Bankhauses Carl Neuburger,**  
 Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischestr. 14.  
**Kapital: 5 Millionen Mark**  
 hat eine grosse Anzahl vorzügl. Objekte in Berlin u. Vororten zur hypothek. Beleihung zu  
 zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

U-4 Ubr.

# Hotel Esplanade

Berlin Hamburg  
**Neu eröffnete Häuser ersten Ranges**  
 ——— Restaurant im vornehmsten Stil ———  
 Grill-room Five o'clock tea

**Neues Schauspielhaus**

Nollendorfplatz

**Grand Hotel Excelsior**

Anhalter Bahnhof

**Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants**

# EXCELSIOR

**Café, Wein- u. Bier-Restaurant.**

Friedrichstrasse 67,  
 Taubenstr. 15 u. Mohrenstr. 49

**Hamburg.**

Gänzlich renoviert

**HAMBURGER HOF**

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster  
 Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche  
 Neue Direktion.

Alle Waffen  
 sind

staatlich  
 geprüft!



Katalog X  
 umsonst u. portofrei.

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit  
 und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene

**Schusswaffen**

als Jagd- u. Scheibengewehre,  
 automatische Repetier-Büchsen

u. Pistolen, Luftwaffen, Taschen-, Revolver sowie  
 sämtliche Jagdgerätschaften liefert die  
**Deutsche Waffenfabrik Georg Knack**  
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

# Mädler's Patent-Koffer

Reise-Artikel

Hochfeine Lederwaren

**MORITZ MÄDLER**

Leipzig  
 Petersstr. 8

Berlin  
 Leipzigerstr. 101/2

Hamburg  
 Neuerwall 84

Frankfurt a. M.  
 Kaiserstr. 23

Preisliste gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenu.



## Die Zukunft.

Berlin, den 27. Februar 1909.

### Fasten.

Von der Finanzreform, so sprach beim Festessen des Deutschen Landwirtschaftsrathes der Reichskanzler, „hängt die Ehre, die Macht, die Sicherheit des Landes ab“. Einem Mann, der gar so gern kultivirt und modern scheinen möchte, muß solche Phrasenleistung schwer werden. Warum entschließt er sich dazu? Er weiß, daß über die Ehre, die Macht und Sich erhei des Reiches die Beantwortung ganz anderer Fragen entscheidet als der, ob in der Zeit des jejunium quadragesimale, vielleicht auch erst nach den Osterferien dreihundert oder fünfhundert Millionen bewilligt werden. (Vor zwei Jahren waren zweihundert; und wenn so weitergewirtschaftet wird wie seit 1890, wird man von dem neuen Reichstag, was auch der alte bewilligt haben mag, 1912 wieder mehr Geld fordern.) Davon hängt allenfalls die Beantwortung der Frage ab, ob im Lenz die Stellung des Kanzlers bequem oder unbequem sein wird. Ob er sich wieder als den Mann präsentiren kann, der Alles macht; selbst die schwierigsten Sachen; selbst mit einem Parteienpool, dem kein positiver Gedanke gemeinsam ist. Alle, die ihm solches Triumphchen nicht gönnen, arbeiten (besonders in der Beletage des Reichshauses) gegen ihn. Wird aus der Reichsfinanzreform (der aus Riquels Masse stammende Name ist für das jetzt Geplante viel zu pomphast) nichts Rechtes, dann ist der Kanzler auf seinem Sitz nicht mehr ganz sicher; muß gehen oder wieder mit dem Centrum anbandeln, verliert den Nimbus des Novembermannes und fällt, wenn er sacht ins Rutschchen gebracht worden ist, nicht als Opfer konstitutioneller Ueberzeugung, sondern, unbetrüert, als Einer, der sich verrechnet hat. Das ist der Wunsch seiner hohen und höchsten Gegner; die sich deshalb für

die neuen Reichsteuern natürlich nicht ereifern. Ein Starke, ein Mann von politischer Leidenschaft würde in solcher Lage vor der Wahl der Taktik nicht zaudern. Den Dienst, den er im Spätherbst der Nation und dem Reichshaupt geleistet hat, von seinen Leuten betonen lassen und (ohne den Kaiser zu kränken, versteht sich) in seiner Haltung zeigen: Ich stehe und falle mit meiner Novemberthat; und wer mir nach dem Leben trachtet, will das Deutsche Reich in die Sammettage des Kryptoabsolutismus zurückführen. Den Bundesrath zur Wehr aufrufen und mit seiner Mehrheit so deutlich reden, daß sie merkt, um welchen Einsatz sie spielt. „Euch Konservativen liegt, trotz allen schönen Worten, nichts an mir. Die Handelsverträge habe ich Euch gemacht; und daß die nächsten anders aussehen werden, wißt Ihr. Rüchtet wieder mit dem Centrum regieren und findet mich zu liberal, zu westdeutsch; besonders, seit ich den König für die Erweiterung des preussischen Wahlrechtes engagirt und die Nachlaßsteuer empfohlen habe. In der Wahlrechtsfrage war mein Fehler nur, daß ich zu spät kam; 1907 mußte ich's machen. Mich erinnern, daß die kluge Queen Victoria vor fünfundsünfzig Jahren an den König der Belgier schrieb: „Die Ausdehnung des Wahlrechtes war unvermeidlich und man durfte nicht warten, bis der laute Volksruf zur Nachgiebigkeit zwang.“ Die Nachlaßsteuer ist ein Nothbehelf. Wir wollen die ganze Nachlaßmasse, vor der Vertheilung, fassen; auch vor der Entscheidung darüber, was an Ehegatten und Kinder fällt, die von der Erbschaftsteuer ja frei sind. Der Modus hat Mängel und ist dem verschuldeten Landwirth, der Geschwistern den Erbtheil auszahlen muß, recht lästig. Einverstanden. Aber wißt Ihr eine Steuer, die Keinem zur Last wird? Und unsere Sätze sind niedrig, der größte Theil der Kleinbauern bleibt frei, die Steuerpflicht beginnt erst bei zwanzigtausend Mark und von dieser Nachlaßsumme sind hundert Mark, auf Wunsch in Raten, zu zahlen. Darum Räuber und Mordbrenner? Weil der Besitz in der Stunde des Ueberganges aus kalten Händen in warme ein winziges Bruchtheilchen an den Staat abgeben, ein Nachlaß von zweihunderttausend Mark um viertausend geschmälert werden soll, wird die Familie und der christliche Familiensinn zerstört und das Thor in die Kaserne der Kommunistengesellschaft geöffnet? Kindern könnt Ihr's erzählen. Die Entwicklung aber nicht aufhalten, die zwischen erbtem und erworbenem Besitz schärfer als bisher unterscheiden, das Vermögen am Stadion des Eigenthumswechsels packen und die Gebelaune des Erben für den Staat ausnützen will, dessen Rechtsschutz den ruhigen Erbgang erst sichert. Jetzt könnt Ihr die Steuer ja noch zu Fall bringen; dürft Euch aber nicht wundern, wenn Euch nachgesagt wird, daß Ihr sie im Grunde nur als Kontrolle des Vermögens und späterer Selbsteinschätzung haßt. Sit

Euch denn aber verbürgt, daß nicht eines Tages ein Ministerpräsident die Landräthe anweist, die Einschätzung in ländlichen Kreisen mit äußerster Strenge prüfen zu lassen? Glaubt Ihr überhaupt ernstlich, alle Privilegien und Herrenrechte aus vergangener Zeit ewig bewahren und, statt Preußen mehr und mehr zu verdeutschen, das Reich völlig verpreußen zu können? Seht Ihr noch immer nicht, daß Eure Politiksorte jenseits von der Elbe nicht gedeiht und Preußen heute noch, wie die vorhin citirte Bicky anno 48 an Leopold, im Aerger über Stockmar, schrieb, das Land der den anderen Deutschen unsympathischen Leute ist? Wenn Ihr von Bismarck mehr als von Kleist-Regow, von Rodbertus mehr als von Studt gelernt hättet, steckt Ihr, ehe es zu spät ist, Euren Pflanz um ein paar Löcher zurück, nähmet die englische Gentry zum Vorbild, schicket Euch in die Zeit und bedächtet, daß Deutschland durch die Industrie reich geworden und daß Industrialismus eine Kulturform ist, die sich am Ende auch politisch durchsetzen muß. Spürt Ihr nicht, daß ich Euch den Uebergang erleichtern, an die kühle Luft der neuen Morgenröthe gewöhnen will? Einen dafür Besseren findet Ihr nicht. Daß der strasburger Wedel oder der Breslauer Jedliß, daß Bethmann oder Marschall mehr für Euch thun könne, träumen nur Esel; wer mehr zu thun versuchte, würde den Fall Eurer Kastenrechte nur beschleunigen. Erwägt; und verständigt Euch mit der linken Blockhälfte schnell über greifbare und ergiebige Steuerobjekte. Und Ihr, Industriekonservative (Nationalliberale) und Handelschützer (Freisinnige), fragt Euch, ob Ihr die Konjunktur noch einmal versäumen dürft. Wie auch nur fünf Jahre agrarisch-klerikaler Gesetzgebung, selbst vom Zwang des Tages gemäßigter, auf die von Euch vertretenen Interessen wirken müßten. Ich bin der Exponent Eurer Gedankenwelt; kanns aber nur bleiben, wenn Ihr mir das dem Reich nöthige Kleingeld schafft. Zerbrecht Euch, bitte, also ein Bißchen rasch die geehrten Köpfe und fordert dann einen Preis, für den ich, als Vertrauensmann des deutschen Bürgerthumes, mich getrost einsetzen kann.“

Solche Methode liegt dem Fürsten Bülow nicht. Des Kaisers Mann zu sein, dünkt ihn wichtiger; auch für flottbecker und römische Pensionärstage möchte er sich die Huld Wilhelms sichern, die ihm (er hat sich mit Erfolg eingebildet und ist schließlich nicht ohne allen Grund von Philipp Eulenburg für Berlin kandidirt worden) Lebensbedürfnis ist. Deshalb läßt er die ihm Ergebenen thun, als habe sich im November nur um Cirtocumuli gehandelt, um Schäfchengewöl, das für beständig schönes Wetter zeugte, und als sei der deutsche Himmel seitdem dunstlos hell. An den Konflikt, an die Kaiserkrisis soll nicht erinnert, sondern geschrieben und geredet werden, als sei Alles in bester Ordnung. Ein verhängnißvoller Fehler. Die Gegenpartei schweigt nicht;

trägt auf leisen Sohlen die Kunde durchs Land, der kaiserliche Minister habe mit markirten Karten gespielt und versuche drum jetzt, die heisse Episode aus dem Gedächtniß zu tilgen. Die unklare und unmännliche Rede, mit der er sich im Landtagssaal neuer Gnade empfahl, hat dem Fürsten die im Advent gesammelte Summe nationalen Vertrauens schon gemindert. Daß er sich am Tisch des Landwirthschaftsrathes als den Urheber des verstärkten Agrarshuzes bekannte, war ein Zeichen wiedererwachenden Muthes. Noch kann er wählen. Als Mandatar der besten deutschen Köpfe stehen und fallen (und nach dem Sturz von anderer Stelle aus für das im Bereich des Möglichen als nothwendig Erkannte weiterkämpfen) oder, trotz der Häufung edler Qualitäten auf seinem Ehrensheitel, kläglich und unbeseufzt sterben. Wer ihm im November gezürnt hat, vergißt ihm niemals; mag der damals zu aufrechter Tapferkeit Gezwungene sich noch so tief neigen und beugen. Mit blöderem Auge müßte er sehen, wo die starken Wurzeln seiner Kraft sind. Daß er seit dem Dezember 1906 mit einem Gespann fahren will, das nach Rechts und Links auseinanderstrebt und nur zusammenzuhalten ist, wenn man's, ohne eine vorwärts führende Leistung von ihm zu fordern, auf dem selben Fleck vor dem Wagen stampfen und wiehern läßt, beweist, wie kurz sein Augenmaß ist. Doch des Schicksals Gunst hat ihm noch eine Chance geboten. Rührt er sie oder vertrödelte die Zeit auf den Gemeinplätzen, wo nur saftloses Phrasenunkraut aufwuchert? „Umfassende Reorganisation der gesammten Finanzgebarung“: damit fing's an. „Von der Finanzreform hängt die Ehre, die Macht, die Sicherheit des Landes ab“: so weit sind wir nun. Nach Usher Mittwoch darf man Reüternheit heißen. Ehre, Macht, Sicherheit des Reiches hängt davon ab, daß die Geschäftsführung nicht wieder Einem zufällt, der nicht verantwortlich gemacht, nicht aus dem Amt entfernt werden kann und der, bei noch so brillanten Gaben, vom Staatsmann keinen Blutstropfen in sich hat. Nur davon; nichts Anderes kann sie gefährden. Der Rest ist eine Geldfrage, deren Beantwortung in aller Ruhe zu errechnen ist.

Dazu braucht man nicht ganze Jahre zu verschwäzen. In anderen Ländern benutzen die Parteien die Stunde staatlicher Geldnoth, um ihre politischen Machtwünsche durchzudrücken. Ganz einfach: „Die Schicht, die uns abgeordnet hat, ist nur dann bereit, mehr in die Staatskasse zu steuern, wenn auch ihr Mitregirungsrecht gemehrt wird.“ Ganz vernünftig: je größere Summen Einer in ein Unternehmen steckt, desto größer wird sein Recht, über die Verwaltung und Verwendung, über den Geschäftsbetrieb mitzureden. Solche Forderung würde unsere braven Fraktionen unsittlich dünken. Deren Führern färbt Zorn oder Scham ja die Stirn, wenn sie gefragt werden, ob sie nicht Staatssekretär werden möchten. Die haben den Willen zur Macht noch nicht gelehrt:

und wünschen zaghaft nur, daß ihre Wähler nicht, unter neuer Last, allzu laut ächzen. Also handelt sichs wirklich nur um das Geld. Fünfhundert Millionen. Die giebt Deutschlands Volk ja in sechs, sieben Wochen für Bier aus. Rauschtränke und Tabak könnten den Reichsschmerz schnell stillen. Wenn man die Massen mit ruhiger Eindringlichkeit vorbereitet, dann Brauer, Brenner, Tabakbauer, Händler, Wirthe zur Interessenvertretung berufen und aufgefordert hätte, den ihnen bequemsten Weg zu zeigen, auf dem das unentbehrliche Geld aus ihrem Bezirk in die Reichskasse zu schaffen ist, wären wir längst am Ziel. Das war ohne das Centrum, die einzige Reichspartei, die in Nord und Süd, Ost und West Massenanhang hat, freilich nicht zu erreichen. Und Saffaren, Demagogen, schwache Regierungen aller Sorten ärgern lieber die Wohlhabenden als den Haufen, der im Agiren und Reagiren weniger höflich ist. (Die Behauptung, der Reiche leiste bei uns dem Steuerfiskus nicht genug, ist eine dumme Lüge: er giebt einen Riesenthail seines Einkommens ab und man darf wirklich nicht staunen, wenn ihm nachgerade vor der Aussicht graut, noch mehr zahlen und dem Besitzlosen ein erweitertes Bestimmungsrecht gewähren zu müssen. Dem Reichen gehäusste Pflicht, dem Armen weiter reichendes Recht: diese sozialetische Losung kann nur Einer verfechten, der wähnt, große Einkunft sei nur dem Glückszufall, nicht dem Fleiß und dem Hirnvermögen zu danken.) Direkte Reichssteuern wollen die Bundesregierungen nicht; Nothstandszuschläge, nach britischem Muster, die der Reichsrechnung den ersehnten „beweglichen Faktor“ liefern könnten, würde der morsche Block nicht tragen. Aus allen Winkeln wie man's also zusammenträgt. Vier Unio Sanypa, Wein und Tabak, Gas und Elektrizität, Nachlaß und Annoncen. In einer Zeit schwacher Industriebeschäftigung und leiser Krisis, die entstehen mußte, weil das mobile Kapital vom wachsenden Gewerbe verschluckt und eine genügende Neubildung noch nicht gelungen ist. Ein geistlos zusammengelesener Strauß; und eine Blamage des Binders, daß von acht Blüthen vier schon verwelkt sind. Der von Kaiser und Kanzler zu früh und zu laut gelobte Herr Sydow paßt nicht auf den Platz, auf den er aus dem Reichspostamt geholt ward; der beste Bureauregent und Unterstaatssekretär, der sich erdenken läßt, doch kein Vordergrundmann, der den Parteien zu imponiren, mit ihnen Geschäfte zu konstruiren und abzuwickeln vermag. Wer, als ein Duzendprediker, von einer vierstündigen Einführungsrede (die Keiner anhört, kaum Einer zu Ende liest) Etwas hofft, wer den Telephonverkehr, statt die lächerlich hohen Preise auf die Hälfte herabzusetzen und so den Abertausenden des Mittelstandes erst erschwinglich zu machen, vertheuern will, taugt nicht zum Schatzamtsherrschler. Herr Sydow hat für seine Pläne im Reichstag nichts gewirkt; und der

Kanzler, von dem er in seiner Angst Hilfe erwartet, sieht den Körper der Wirthschaft nicht so plastisch vor sich, daß er mehr Spenden könnte als allgemeine Rednerei, als eine substanzlose Brühe, die (man merkt's) gestern erst aus dem Trichter ins Gedächtniß tröpfelte. Lest Bismarck's, lest nur Bosa-domsky's Zoll- und Steuerreden: und meßt dran das Niveau von heute.

Irgendwie, irgendwann wird man sich trotz Alledem verständigen. (Die Freisinnigen, die von dem Brunstplatz an der Regierungsonne nicht leicht in die Kälte kriegerischen Lagerlebens zurückfänden, sind zum Agentendienst in dieser Sache berufen.) Doch welcher Kraftverbrauch; welcher Zeitverlust; und lange würde die Freude nicht währen. Von der „umfassenden Reorganisation der gesammten Finanzgebahrung“ reden Ernsthafte kaum noch. Nur Geld herbei! Den Gestank einer vespasianischen Harnsteuer ertrüge mangern, wenn sie genug brächte. Wird nach solchem Rezept aber die Reichswirthschaft auf die Dauer gesund? Seit der dritte Kaiser regirt, ist die Reichsschuld in ängstigem Tempo gewachsen; und wird eben so schnell weiterwachsen, wenn wir nicht in den Grundsatz der Privatwirthschaft zurückkehren, daß die Ausgabe der Einnahme angepaßt werden muß. „Das brauche ich, muß es also einnehmen“: mit solchem Leichtsinn geht's auch von Staates wegen nicht. Wir haben von „altpreussischer Sparsamkeit“ zwar stets gesprochen, dabei aber skrupellos ausgegeben. Das größte Landheer (achthundert) und eine große Flotte (vierhundert Millionen fürs Jahr 1909): die Versicherungssumme wird allmählich zu hoch. Längst ward es hier vorausgesagt. Als im ersten Kanzlerjahr des Grafen Bülow um die Karnevalszeit die Räder des carrus navalis durch Deutschlands verschneite Auen rollten, jauchzte Germaniens Herz. Frauenvereine und Theaterskärner, Kneipenwirthe und Rabbiner priesen dem deutschen Volk den Schlachtschiffbau als Allheilmittel an. Der gute Haushalter berechnet Kosten, Risiko und Ertrag, ehe er sein Leben oder sein Haus versichert; so müßte auch ein Volk nüchtern und bedächtig errechnen, welche Gefahrenprämien es zahlen will, durch sein Interesse zu zahlen gezwungen ist. Wer hatte dazu Lust, als im Reichstag über das neue Flottengesetz geredet wurde? Jetzt erst, hieß es, naht die große Epoche deutscher Weltmacht; naht ein Glanz, der alles bisher Geschaute überstrahlen wird. Wenn wir durch unsere Rüstung reichere Konkurrenten nöthigen, für neue Schiffe zehnmal zwanzig Millionen auszugeben, so haben wir ihr für den Handel verfügbares Kapital um zweihundert Millionen gemindert; und wenn wir ihnen ein Linienschiff zusammenschießen, so haben wir ihnen empfindlicheren Schaden bereitet, als er auf kontinentalen Schlachtfeldern durch einen Streich möglich wäre. Händlerimperien können einander nur kapitalistisch bekämpfen. Macht Geld,



handelt die billigste Bodenfrucht ein und laßt die besten Maschinen spezialisierte Arbeit leisten. Wenn Altdeutschland aussieht wie Bochum, Birmingham, Charleroi, wenn überall Schornsteine qualmen, alle Latifundien zu Landsitzen reicher Fabrikanten geworden sind und die letzten intensiv bewirtschafteten Bauerngüter in Pommern und Ostpreußen von der Reugier angestaunt werden wie jetzt die als Kuriosität erhaltene letzte Farm in New York, dann muß Britanien stöhnend sich für besiegt erklären und Deutschland ist in der Welt wirklich vornan. Wer's geglaubt hat, ist nur für ein schmales Weilchen selig geworden. Seit 1900 hat sich die Schuld des Reiches um anderthalb Milliarden erhöht, die Weltstellung des Reiches beträchtlich verschlechtert; das ohne starke Flotte erworbene Prestige ist in den Lustren größten Flottenaufwandes geschwunden und der deutsche Handel wird 1917, wenn drüben alle geplanten Dreadnoughts und Invincibles fertig sind, nicht besseren Marineschutz haben als am ersten Tag des Jahrhunderts. Unterseeboot und Luftschiff, Torpedo und Streumine: da ist billigere Affekuranz; eine, die sich der Meistererschaft deutscher Technik anpaßt und den Nachbar nicht ärgert.

Weil wir eine Schlachtflotte gebaut haben, sind die Reichsfinanzen siech und die Kanalvettern unsere Feinde geworden. (Das wissen heute auch ganz oben die Meisten; sagens aber nicht. Nikolai Pawlowitsch hörte nicht gern, was seinen Wünschen und Neigungen widersprach; und da Jeder wußte, daß er mit unerfreulicher Botschaft keinen Dank ernten werde, verschwieg Jeder dem Gossudar widrige Wahrheit. Eduards Mutter, die davon erfuhr, schrieb an den Koburger, der russischer General und britischer Prinz-Gemahl gewesen war, nach Brüssel, das Hauptziel der Fürstenerziehung müsse sein, den Zögling in Selbstzucht zu gewöhnen. „Wenn sie sich nicht selbst im Zaum halten und kontrollieren lernen, wenn sie nach unwillkommenen Meldungen Aerger zeigen, wird ihnen als Königen und Kaisern bald kein Mensch mehr die Wahrheit sagen; und Das wäre doch ein großes Unglück.“) Weil Großbritannien im Flottenbau, in der Werbung um Musulmanen und Yankee's die Vorbereitung eines Angriffes witterte, der es einst ein werthvolles Stück seines Kolonialbesitzes kosten könnte, hat es uns überall Feindschaft gestiftet, die Fehler kaiserlicher Politik schlau ausgenützt, dem Deutschen Reich die Schlappe von Algiras verschafft und die zu dem Vertragsabschluß vom neunten Februar 1909 nöthige Resignation aufgezwungen. Daß ein politisch empfindender Deutscher auf diesen Vertrag, der uns nicht einen Heller mehr giebt, als schon von Delcassé zu haben war, stolz sein werde, durfte man nicht erwarten. Auch nicht, wenn den Deutschen wirklich, wie geflüstert wird, ein Drittel der in Marokko erlangbaren Aufträge zugedacht wäre; mit diesen Aufträgen ist kein Staat

zu machen und das Drittel sähe bei Licht wohl recht dürftig aus. Dennoch haben hohe und höchste Herren um die Paternität dieses Vertrages vor Europas lächelndem Auge gestritten. Am siebzehnten Februarmorgen wurde im pariser „Matin“ die Depesche veröffentlicht, die Wilhelm an den Fürsten Radolin geschickt hatte. Deutscher Wortlaut: „Empfangen Sie meine Glückwünsche und meinen warmen Dank dafür, daß Sie zum Abschluß des Vertrages mit Ihrer Arbeit beigetragen haben. Dieser Vertragsabschluß hat den an sich schon so gelungenen Besuch des englischen Königspaares noch herzlicher gestaltet. Seine Majestät hat mich dazu lebhaft beglückwünscht. Ich habe Cambon das Großkreuz des Rothen Adlers gegeben. Wilhelm I. R.“ Der Adressat hatte an dem Vertrag, der den Maghreb der Französischen Republik ausliefert, nicht mitgewirkt. Daß die Kunde vom Abschluß dieses Vertrages den Britenkönig gefreut hat, ist begreiflich: denn ihm brachte sie einen Erfolg; die Erfüllung des den pariser Freunden seit 1905 Verheißenen. Sein Glückwunsch mußte wie Hohn klingen; wenn Herr Fürstenberg nach dem Sieg bei Herne dem Konsul Gutmann zum ehrenvollen Ausgang des Kampfes gratuliert hätte, wäre neben der Hedwigskirche schlechtes Wetter gewesen. Die Frage, ob ein Hofbesuch „gelingt“, ist belanglos neben der anderen: ob ein Reich durch eine Liquidation sein Ansehen schädigt. Und der Glückwunsch des eifrigsten Konkurrenten beweist nur, daß dieser Gegner Grund zur Freude zu haben glaubt. Eduard wollte Europa und dem Islam zeigen, daß Deutschland gegen den Angluconcern nichts durchsetzen kann, und läßt, da er's erreicht hat, lebhaftest Genugthuung merken. Ein dramatisches Temperament findet darin den Anlaß zum Lob Dessen, der den Vertrag gemacht hat. Des Botschafters; nicht des Kanzlers. Noch am selben Tag aber sagt Fürst Bülow öffentlich: „Für das Abkommen mit der französischen Regierung haben Herr Cambon und ich die Form gefunden.“ Kein Wörtchen für den Standesgenossen an der Seine. Daß der Kaiser diese Depesche schreiben konnte, muß seine Landleute betrüben; viel tiefer noch, daß sie veröffentlicht und in der alten Tonart besprochen wurde. Und dafür ist der Kaiserliche Botschafter und Obersttruchseß verantwortlich.

Er hats mit auffälliger Emphase bestritten; in die Wilhelmstraße gerufen, mit der ganzen Geschichte habe er nichts zu thun gehabt. Und das schroffe Dementi, mit dem die Männer des „Matin“ antworteten, hingenommen. Er hat die Veröffentlichung, die er, bei seinen Beziehungen zu Barilla, hindern konnte, gebilligt und einen Kommentar dazu diktiert. Das durfte er nur mit Erlaubniß des Auswärtigen Amtes. Und wie steht's um die Autorität eines Herrn, der in fremdem Land das Deutsche Reich vertreten soll, wenn die größte Zeitung dieses Landes ihn falscher Angabe zeugt und kein Widerspruch hörbar wird?

Fürst Hugo von Radolin-Radolinſki hat kein zuverlässiges Gedächtniß; was er im Januar 1891 der H: Trias (Hohenlohe, Holstein, Hafffeldt) über Bismarcks letzten Verkehr mit der Kaiserin Friedrich erzählte, stimmt mit Dem, was der erste Kanzler darüber gesagt und aufgeschrieben hatte, nicht überein. Dabei handelte sich um Radolins große Zeit, in der er die vom dritten Kaiser mit Gunst und Vertrauen belohnten Dienste geleistet hat. Ob die Depesche des Kaisers ihm zur Prüfung vorgelegt, ob sie von ihm für Barillas Blatt kommentirt wurde, müßte er schließlich aber wissen. Schwach ist er, doch kein Bösewicht. Hat, nach den neusten Vertrauensbeweisen, für eines Augenblicks Dauer sich vielleicht in noch höherem Glanz gesehen und die Haltbarkeit, die Wehrkraft des Chefs allzu niedrig geschätzt. In der unerhofften Freude an dem Lorberblättlein, das ihm das Ende des langwierigen Marokkostreites eintrug, nicht an die mögliche Fährniß der nächsten Stunde gedacht. Hofmensch, nicht Politiker: sagte schon Bismarck; der ihm eine Botschaft ersten Ranges nicht anvertraut hätte. An der Interview, in der das Wort fiel, „subalternen Ehrgeiz“ habe im berliner Auswärtigen Amt den Marokkohader angezettelt, ist der Botschafter sicher unschuldig. (Nicht so sicher ein Botschastrath, der vom Kaiser geduzt wird, also berechtigt wäre, sich zu den Intimen Wilhelms zu zählen, und der seit Jahren allerlei Scherifisches in die Preshwelt gesetzt hat.) Zweck der Interview: die Franzosen zu überzeugen, daß der Deutsche Kaiser stets für sie gewirkt hat. „Alle entstandenen Schwierigkeiten hat er beseitigt und auch der neue Vertrag ist seiner persönlichen Politik zu danken.“ So könnte, außer dem erwähnten Günstling, auch der monegasische Ordensgenosse des Fürsten Eulenburg gesprochen haben. Wer dem deutschen Volk sagt, der Ertrag des vierjährigen Diplomatenfeldzuges, dessen Etappenstraße von Berlin über Paris, Tanger, Casablanca, Algestrass ins Sultanat führte, sei durch Eingriffe Wilhelms des Zweiten herausgeholt worden, mag es auf seine Gefahr thun; dürfte aber nicht glauben, dem Kaiser damit zu nützen. Die Eingriffe und deren Wirkung sind längst ja bekannt. Doch unbestreitbar ist auch die Thatfache, daß die vom Kaiser nach der Rückkehr aus Italien gewünschte Politik vom Kanzler vertreten und den Untergebenen zur Pflicht gemacht worden ist; daß Fürst Bülow jeden amtlichen Schritt befohlen oder gebilligt, jede Note geprüft und fast jede korrigirt hat; und daß Herr von Holstein, der zuerst gegen jeden Ingerenzversuch, dann für tapfere, nicht herausfordernde Festigkeit war (und noch immer zum Prügelnaben gemacht werden soll), zu selbständigem Handeln, offenem oder heimlichem, eben so wenig gekommen ist wie sein Freund Radolin. Der sich als Objekt aller Blicke gewiß nicht wohl fühlt.

Die Zeit schädlicher und beschämender Wirrniss darf nicht wiederkehren.

Deshalb muß die deutsche Nation, so widrig ihr's ist, auf die Leute achten, die mit alberner oder schlauer Entstellung historischer Thatbestände, mit Heuchelzähren und ruchloser Schmeicheltrede den Kaiser aus weise gewählter Zurückhaltung zu locken suchen. Noch ist's nicht nöthig, sie aufzuzählen und anzuprangern; nicht, so lange ihr härmliches Rähen belächelt wird. Vom November bis in den Januar haben wir ruhig gelebt und leidliche Geschäfte gemacht. Der Fall Schlieffen war unbequem; der Fall Radolin ein schreckendes Symptom. Weh dem Reich und seinem höchsten Haus, wenn die alte Noth sich erneute! Deutschland hat von draußen nichts zu fürchten; sein unerschütterlicher Entschluß, Keinen muthwillig zu kränken, von Keinem demüthigende Zumuthung hinzunehmen, bändigt die Feinde. Frankreich hat Grund, den Nachbar zu fürchten; und seine Freundschaft brächte uns nur Gewinn, wenn es sich zu einem Schutzbündniß herbeiließe (das Oesterreich, um gegen Italien noch besser affekurirt zu sein, vermitteln könnte). Solches *changement à vue* ist einstweilen unwahrscheinlich und eine „Versöhnung“, die uns keinen sicheren Bundesgenossen im Westen schafft, könnte uns dort nur lähmen und den Feinden das leise Vorspiel erleichtern. Rußland weiß, daß es im Zustand sehr langsamer Genesung nicht wagen darf, das Reichscentrum von den Kerntruppen zu entblößen, der Anarchie, nach kaukasischem Muster, auszuliefern und seine Wehrmacht von heute mit der deutschen zu messen. Weil diese beiden Reiche keinen Krieg führen wollen und weil Deutschland durch Bluff nicht mehr einzuschüchtern ist, läßt Eduard die Stimme. Ohne Franzosen und Russen ist selbst im nahen Orient nichts Rechtes anzufangen. Gute Unterseeboote und Luftschiffe (Beide fehlen den Briten noch) würden selbst der modernsten Armada gefährlich; die deutsche Flotte würde sich einer Uebermacht nicht zum aussichtslosen Kampf stellen und auf deutschem Boden wäre Tommy Atkins verloren. Von außen droht nichts Schlimmes. Draußen wird Deutschland wieder respektirt, seit die Nation erwacht ist und sich zu dem Gelöbniß erhoben hat, ihres Schicksals Gestaltung nie mehr dem fehlbaren Menschenwillen eines Einzelnen zu überlassen. Sie darf nicht wieder entschlummern. Wer's mit dem Reich, dem Ewigen Bund, dem Kaiser gut meint, darf nicht wünschen, daß die Novemberfaat keimlos bleibe. Wißt Ihr, was geschähe, wenn die grausam ernste Auseinandersetzung noch einmal unvermeidlich würde? Bei harmlosen Reden und Artikeln bliebe es dann nicht. Statt Sündenböcke zu suchen und einen Lügenhag als Zufluchtstätte des Reichsrepräsentanten zu empfehlen, sollten die Kaiserlichen ihrem Herrn sagen, daß er nie so der Vertrauensmann der Nation war, in zwei Dezennien nicht, wie in den letzten Monaten des vorigen Jahres. Verschertzes Vertrauen wird nie wieder erworben. Noch ist's nicht

zu spät. Noch aber auch für Volk und Kaiser die Fastenfrist nicht verstrichen und kein Butterbrief löst, selbst mit römischen Siegel, von der schweren Pflicht zur Entfagung. Feste, Maskenzüge, Hofnarrengelärm will das Volk nicht mehr. Unterschätzt es nicht, weil es still ist, Manches anhört und die pfliffigen Kaiserretter nicht weggagt. Es hat unterm Nebelmond wollen gelernt.

Von außen ist nichts Schlimmes zu fürchten. Nur jetzt nicht hastige Pilgerfahrten nach England; noch Bettelrundgänge, um von reichen Leuten das zur Gründung einer englischen Wanderbühne nöthige Geld einzusäckeln. Die brauchen wir nicht; auch sonst keine künstliche Förderung anglo-deutschen Empfindungsaustausches. Stolze Ruhe. Wenn das Flottengefeh abläuft, wird zu erwägen sein, ob die modernste Technik zum Schutz der deutschen Küste und des deutschen Ueberseebesizes an Menschen und Gütern nicht wirksamere und billigere Mittel bietet als die bisher angeschafften. Wo vernünftig und ohne Reichthaden zu sparen ist. Kiosschau, Helgoland, Südwestafrika: für eine Milliarde giebt's nützlichere Verwendung. Bis das Reich sich aus Eigenem nährt, sollen die Feierflöten schweigen, die Straßen ohne Puh aus Papier, Flaggentuch, Marmelstein bleiben. Jahre lang kein Fest, kein Einzug, keine Denkmalsentheilung; dann schmeckt's vielleicht wieder. Jahre lang keine Rede, die dem Erdkreis kündigt, daß wir die nettsten, artigsten, friedlichsten Leute sind: dann erkennt man das Volk Schillers wieder, das die vor dem Kampf um die Ehre Jagen den nichts-würdig nennt. Tapfere Politik. An Gelegenheit wird's nicht fehlen. Warum ist's uns im Ostkultanat besser gegangen als in dem des Westens? Weil die erwachte Nation für die Einheitlichkeit und Stetigkeit deutschen Handelns gesorgt hat. Diplomaten, die sich in Weimar fühlten wie Alexander in Makedonien, schon an der Alm aber ihr Löpschen nie auf dem richtigen Feuerloch hatten, konnten zur Abkehr von Oesterreich rathen. Ein Politikerhirn mußte ahnen, daß die internationale Lage gar keine Wahl ließ und ein drängendes Lebensinteresse uns an die Seite des Bundesgenossen trieb. Probatum est. Die abenteuernde Eitelkeit des Herrn Sewolstij hat gegen diesen festen Bund nichts vermocht. Ob er in Aehrenthal den Todfeind sieht, den er um jeden Preis ärgern und puffen möchte: er muß mit dem Bündnißfall rechnen, der zur Abwehr eines russischen Angriffes Deutschland mit Oesterreich-Ungarn vereint. Kleine Kniffe gelingen ihm. Rußland übernimmt Bulgariens Türkenschuld, empfängt Ferdinand in Peters Stadt wie einen anerkannten Zaren und ködert die vom Joch befreite Nation am Ende aus der neuen Intimität mit den wiener Herren; verstimmt aber, außer den edlen serbischen Brüdern, auch die Türken, denen der Wali von Ostrumelien noch nicht lange genug zappelt. Und wenn er die von dem Heldenjüngling Georg, dem Sohn des Rothen Peters, Angeführten in einen

Krieg hegt, bleiben sie entweder allein und entkräften sich in einer langen Guerrilla oder sehen die moskowitzischen Slaven herbeieilen und erleben schauernd dann den im Ersten Artikel des deutsch-österreichischen Vertrages vorgesehenen Bündnißfall. Selbst auf Hitzköpfe wirkt solche Vorstellung wie eine eisige Douche. Daß wir uns zu dem Versuch eines Druckes auf Wien nicht hergaben, war gescheit; kein halbwegs Verständiger (also auch Herr Pichon nicht) konnte Anderes erwarten. Oesterreich muß in jeder Stunde wissen, daß Deutschland sich der Pflicht nicht entzieht und die unbequemste Konsequenz nicht scheut. Die Funken mag Der austreten, der sie am Haemus angefaßt hat. Tapfere Bündnißtreue genügt aber noch nicht. Wichtigeres ist da unten zu thun. Wie kommt das Deutsche Reich in den von den Osmanen beherrschten Ländern nach der anglo-russischen Zettelung wieder ins Vertrauen und (namentlich) ins Geschäft? Der Verzicht auf Marokko ist, nach dem Feldgeschrei in Gallos, keine Empfehlung; und die Ersetzung des Britendieners Kiamil durch Hilmi ein Erfolg, der kaum lange wirken wird. Das Jungtürkenregime kann sich nicht halten; die Führer sind unreif, wurzellos, keine Politiker. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit wollen sie: und haben den Koran gegen sich, der die Mohammedaner hoch über alle anderen Sterblichen stellt, und würden, wenn ihre Konstitution mehr wäre als ein schmieriger Papiersegen, in Europa den schrumpfenden Türkenstamm in die Ohnmacht einer stets überstimmten Minderheit erniedern. Der Musulman soll den Juden, der ihm nach dem heiligsten Gesetz ein verdammter Hund ist, soll den gehaßten Christen im Besitz der selben Rechte sehen, die ihm, dem bisher Privilegirten, eingeräumt sind? Der Türke soll ruhig warten, bis die anderen Nationen ihn majorisirt und aus der Macht gedrängt haben? Koran und Europäerverfassung: Das giebt keinen Reim. Abd ul Hamid athmet schon wieder freier. Ob er gemordet wird, wie sein Nachfolger heißt, mit welchem Regierungssystem man's dann versucht: das Alles kann uns ziemlich gleich gelten. Wir wollen das Vertrauen und den Handelsweg zurückgewinnen. Von den trägen Türken, die noch kein Drillmeister europäisirt hat, wird nichts zu haben sein. Doch ihr Reich muß rasch zerfallen oder den stärksten Stämmen, unter einer osmanischen Centralgewalt, für ihre Bezirke völlige Autonomie gewähren. Nur dann ist die Reichseinheit haltbar und eine neue Blüthe der verödeten Provinzen möglich. Syrien, einst eine Kornkammer der Alten Welt, ruft laut schon nach dem self government als letzter Hilfe aus tiefster Noth. Wenn Deutschland und Oesterreich sich für diese Forderungen einsetzten, hätten sie im Türkenreich bald mehr Freunde als die Westmächte. Ein anderer Weg führt heute nicht ins Herz des Islam; und je mehr Geld der Reichschatz verlangt, desto cruster wird die Behördenpflicht, in alle Profitparadiese den Pfad zu bahnen.

## Marées in Berlin.

Wie Hans von Marées auf die Münchener gewirkt hat, die einst, ach, so viel Unfinn über ihn geredet haben, wenn sie sich überhaupt mit ihm abgaben, ist mir und vielen Anderen zur freudigen Ueberraschung geworden. Er selbst hätte sich nicht weniger darüber gewundert. Es ging ihm sehr schlecht in München. Die alte brave Wirthin lebt noch, die ihn am Anfang der sechziger Jahre in einem kleinen Hinterstübchen bei sich wohnen hatte. Er machte sich principiell nicht viel aus einer luxuriösen Wohnung, sagte er dem Fräulein, als er statt des geräumigen Vorderzimmers den kleinen dunklen Raum nahm. Sie erzählte mir, er sei manchmal sehr mager gewesen und sie habe ihm oft einen Teller Suppe geben wollen, aber er sei principiell gegen Suppe gewesen. Sie erstarrte in Ehrfurcht vor seinen Principien. Der Herr von Marées, so sagt sie noch heute, war halt gar ein zu feiner Herr. Ihr Schwager war der bekannte Maler Bamberger, Schüler Kottmanns. Hinter Den steckte sie sich, um herauszufrieren, wie es mit ihrem Miethherrn stehe. Sie war Lehrerin gewesen und hatte Bildung und viel für ihre Herren übrig. Bamberger wußte schon von Marées. Manche wußten in München von ihm. Ueber das Talent war nicht zu reden; er wollte nur eben nicht. Wenn er ein Bißchen besser gezeichnet hätte, zum Beispiel. Und dann trippelte die sorgsame Wirthin zu Herrn von Marées und brachte es ihm auf Umwegen bei. Der aber, sonst galant wie ein Ritter, wurde ungemüthlich, wenn man ihm mit solchen Dingen kam. Seine Bilder seien nicht zum Vorlesen, er müste so unto Herr Dankoerger indie so. Basta! Es gab manchen Tag, wo er überhaupt nicht malte, sondern im Stübchen blieb, mauschenstill. Das Fräulein zerbrach sich den Kopf, von was er lebe; er machte sich principiell nicht viel aus dem Essen. Einmal hört sie, wie er einem Bekannten, der zu ihm kam, erzählt, er esse immer zu Haus. Zu ihr aber sagte er, er esse immer im Rheinischen Hof, und sie hatte von so einem feinen Herrn auch gar nichts Anderes erwartet. Einmal kam er zwei Tage und zwei Nächte nicht nach Haus. Das Fräulein bekam es mit der Angst und ging zum ersten Mal in sein Atelier in der Landwehrstraße. Sie wollte da zuerst gar nicht glauben, daß es das Atelier des Herrn von Marées sein sollte. Denn es war eigentlich eine Waschküche. Da saß Herr von Marées vor einem großen Bild, das er gerade dreimal mit dem Messer durchgeschnitten hatte. Die Lappen hingen erbärmlich zwischen den Goldleisten und Herr von Marées hatte den Kopf zwischen den Händen und weinte wie ein kleiner Junge. Freilich hatte er sich gleich wieder zusammen, behauptete, das Alles sei Unfinn, das Bild habe nichts getaugt und hier schenke er dem Fräulein eine Skizze. Jetzt müsse er in den Rheinischen Hof, wo ihn ein Graf oder ein Minister erwarte. Als das

Fräulein ihrem Schwager Bamberger die Geschichte erzählte, hob Der nur die Köpfe: Das mußte so kommen. „Wenn der seine Herr nur mal von seinem hohen Saul absteigen wollte, dann brauchte er nicht in der Waschküche zu hungern.“

Das Wort fällt mir jedesmal ein, wenn ich vor dem heiligen Georg in der Nationalgalerie stehe. Es ist ein starr und groß im Sattel sitzender Ritter, der kühl zu dem Drachen hinabblickt, der sich vor seiner Lanze windet, und er trägt die Züge des Malers.

Des Malers! Es widerstrebt Jedem, der ihn näher kennt, ihn so zu nennen, obwohl kein Einziger in Deutschland, vom Mittelalter an gerechnet, diesen Berufsstitel mit höherem Recht trägt. Wenige von den Unseren haben sich in der Jugend so frei von Allem, was nicht zur Sache gehört, zu halten verstanden wie der Maler der „Diana“ und der „Schwemme“, die in der münchener Waschküche entstanden. Keiner ist Dem, was sich ausschließlich dem malenden Genie erschließt, so nah gekommen. Das will in unserer Zeit der aufgeklärten Künstler viel heißen. Nun weiß ja bald jeder Anstreicher, was die wirkliche, reine und wahre Malerei ist. Die Schlagworte erschütterten die Klause weltfremder Einsiedler und ich sehe die Zeit kommen, wo sich die Ordenssterne auf den Monarchenportraits in Flecke reiner Farben auflösen. Recht so! Die Zugänglichkeit einer Anschauung hindert Keinen, sich ihrer zum eigenen und zu Anderer Vortheil zu bedienen. Marées aber sagte die Aufgabe anders auf; weniger „aktuell“ und dafür intensiver. Wohl hielt er sich ausschließlich an die Möglichkeiten des Malers. Man bemerkt von den frühesten, zum Theil werthlosen Anfängen an, wie er das reale Objekt durch Uebertragung in Farben und Flecke zu überwinden sucht. Aber unter den vorhandenen Möglichkeiten gab es für ihn keine Entscheidung außer der Frage, was er damit anfangen konnte. So band er sich an keine Zeit, an keine Nationalität, an keine Schule, um die seinem W. rden vortheilhaftesten Anreger zu finden. Er wählte seinem Instinkt gemäß; und eine der vielen Quellen, aus denen uns die Einsicht in seine Größe zuschießt, ist der umfassende Reichthum seines Wahlvermögens. Wir begegnen zuerst den Franzosen und Rembrandt, dann den Spaniern und Venezianern, dann den großen Römern des Cinquecento und zuletzt der Antike. Das giebt einen ungeheuren Umfang. Der würde an sich aber nur einen weitzielenden Eklektizismus bedeuten und könnte unter Umständen nur die Widerstandlosigkeit eines Enthusiasten sehen lassen. Seine positive Bedeutung erwächst aus der wundervollen Organisation dieser Anregungen: daß Marées nur den größten Erscheinungen der Kunst Einlaß gewährte und daß er keine, die er ausnahm, ungenugt von sich ließ. Keine einzige gab er wieder auf. Rembrandt, sein frühestes B. sig, ist bis zuletzt sein Eigenthum geblieben. Die Franzosen, von denen er ausging, spielten in der Genesis seiner Kunst eine wechselreiche Rolle. Er wachte sich später, unter dem Zwang mäch-



tigerer Absichten, immer weiter von ihnen ab; aber keins seiner spätesten Bilder verleugnet, was er im Jahr 69 Delacroix verdankt hatte. So war es mit Tizian und Giorgione, mit Raffael und endlich mit der Antike. Wie aus so verschiedenartigen Werthen ein neuer entsteht, so geint und in sich abgeschlossen, so eigenartig, daß man ihn immer nur mit dem Namen Marées zu bezeichnen vermag: Das ist ein wundervolles Schauspiel, wohl geeignet, jeden Freund des Schönen zu erquicken.

Doch ist es nicht Alles. Die Analyse der Kunst von Marées ergiebt noch ein anderes, nicht mit künstlerischen Begriffen zu erschöpfendes Moment. Man konstatiert Thatsachen, wenn man die universelle Bedeutung dieses Künstlers aus dem Umfang seiner realisirten Absichten gewinnt, trifft nicht die Kraft, die die Thatsachen trieb, die das Gesamtbild seiner Schöpfung nicht nur harmonisch, sondern lebendig erhält. Ein gewaltiger Mensch stand hinter diesem Maler, an Willen von unbezwinglicher Kraft, ein Held, der im Sattel blieb, der bis zum letzten Athemzuge gekämpft hat. Ohne es zu wollen, hat der kleine Maler Bamberger über den Nietherrn seiner Schwägerin das entscheidendste Wort gesagt. Daß Marées sich nie herbeiließ, von seinem hohen Gaul zu steigen, daß er heute so vor uns steht wie der Ritter Georg seines Bildes, ist sein bestes Verdienst. Denn Das will heute und in allen Zeiten so viel sagen wie damals, als er lebte. Und es gehört kein Kunstverständnis dazu, um es zu würdigen. Dem Kunstverständnis muthet er noch heute zu große Opfer zu. Opfer an dem Autoritätenglauben, Opfer an mancher für allgemein gültig gehaltenen Handwerkerüberzeugung und nicht geringe Anstrengung der Auffassung. Wer von den Kunstgelehrten kann einem Künstler unbeschränkte Anerkennung zollen, der in seinem kurzen Dasein auch nicht ein einziges Mal lange genug stillhielt, um sich die Etiquette seines Wesens und seiner Art aufleben zu lassen, der stolz seine Werke nicht nur der Oeffentlichkeit, sondern selbst den Intimen vorenthielt, nie, seit er reif war, eine Ausstellung beschickte und als Künstler und Mensch aller Routine des Kunsttreibens gleich unzugänglich war? Wer von den Liebhabern, die gelernt haben, jede Skizze ihrer Lieblinge wie eine Kostbarkeit zu pflegen, die wissen, was der vom gebenedeiten Kommt eingegedene Strich auf der Leinwand für das opus bedeutet, kann sich der Darstellungswelt eines Marées anpassen, der seine kostbarsten Zeichnungen wie alte Zeitungen behandelte und Gemälde, an denen er nicht mehr arbeitete, wegwarf oder verbrannte? Mancher bequemt sich schwer, ein Werk zu schätzen, dem der eigene Urheber so wenig Zärtlichkeit erwies.

So wird noch manches Jahr vergehen, bis diese Kunst populär wird. Schneller kann sich der Mensch die Herzen erobern. Zumal der Jugend. Selten hat die Kunst ein gleich vorbildliches Menschenthum hervorgebracht. Ich sage nicht, daß Leute wie Michelangelo, Rembrandt oder Greco weniger adelig r

Art waren. In unserer Zeit aber vermiffen wir Erscheinungen, die eine gleich bedingungslofe Hingabe an die Sache mit der Schärfe des Urtheiles und der Ungebrochenheit der Ansprüche an das Leben vereinen. Unsere Zeit hat erstens geniale Individuen, die einer angeborenen Gabe das Maximum von Leistung abzwängen. Die Epoche der Impressionisten in Frankreich brachte deren mehrere hervor und Deutschland kann mit Recht darauf stolz sein, zur Anerkennung ihres folgenreichen Künstlerthumes beigetragen zu haben. An Reinheit ihrer Gefinnung, an Tüchtigkeit stehen sie neben den alten Meistern, deren Resultat sie im zeitgenössischen Geist so logisch fortgesetzt haben, daß wir sie zu den Alten rechnen können. Eine uns Heutigen manchmal kaum wahrnehmbare Nuance schmälert ihren Nimbus. Ein Egoismus, der trotz dem rückfichtlosen Einsatz ihrer Gaben (oder vielleicht gerade deshalb) besteht, eine gewisse Enge des Standpunktes, für den sie bis zur Selbstopferung stritten, etwas gar zu Persönliches innerhalb ihres weit sichtbaren Modernismus. Ich möchte es das Artistenthum nennen, ein unmerkliches Zurücktreten des Menschen hinter den Ehrgeiz des Künstlers. Unsere Zeit hat dann Träumer, wandelnde Anachronismen, die sich von der auslaugenden Schärfe unserer Epoche in das Jenseits der wachsenden Formenwelt flüchten, verzagte Wehleidige, die von fremden Zeiten und Zonen erbetteln, was ihnen der eingeborene Geist des Zeitgenössischen versagt. Die Generation von Warées hat in Deutschland die typischsten solcher Erscheinungen, denen wir auch in England und anderen Ländern, fast nie in Frankreich begegnen, hervorgebracht. Von denen ist Warées noch viel weiter entfernt. Kunst hieß für ihn nicht Traum, sondern Leben. Sie war ihm die größte Realität. Der Begriff des Werdens, des Wächsthumes, des Fortschrittes verband sich so eng mit seiner Anschauung von künstlerischer Schöpfung, daß ihm das Werk selbst, wenn es hinter ihm lag, gering erschien. Seine Bilder waren für ihn verflorfene Tage, deren Erlebniß in ihm zurückblieb. Nicht ihretwegen malte er, sondern, um zu erleben, um tiefer in das Reich der Erscheinung zu dringen. Er arbeitete zu seiner Freude und zum Ruhm jenes ganz unpersönlichen Geistes des Fortschrittes, den unsere entgöttete Zeit als letztes Heiligthum verehrt. Sein Auge träubte sich nicht an der ungeheuerlichen Verkennung seines Genius, sein Rücken war von keiner Sucht nach Ehre oder Gewinn gekrümmt. Er betrachtete sich als den Verwalter eines Pfandes der Menschheit. So konnte ihn kein persönliches Mißgeschick bedrohen. 1884 schreibt er an Konrad Fiedler: „Eine reine, klare Idee ganz zu erfassen und zur Anschauung zu bringen, trotz Zeit und Umständen, soll doch immer als letztes Ziel vor Augen stehen. Könnte man sich sagen, Das nur annähernd erreicht zu haben, so ließe sich alles Weh und Ungemach belächeln.“

Es gehört ein Gefühl für solche höchste Aufgaben dazu, um die Bedeutung Hansens von Warées ganz zu ermessen. Als wir im Dezember,

einen Tag vor dem einundsiebzigsten Geburtstag des Meisters, die erste Marées-Ausstellung in München begannen, fragten wir uns: Wie wird es werden? Wird das München der Kaulbach und Lenbach dem Großen die schuldige Ehrfurcht erweisen? Es kam ganz anders, als selbst die Kühnsten gehofft hatten. Die Alten standen verwundert. Wer hätte Das gedacht? War Das der Marées, der 1887 klanglos in Rom gestorben war? War das Werk des damals als verrückt verschrienen Prahlschansen anders geworden? Oder hatte sich die Welt gedreht? Nur das kleine alte Fräulein, die Wirthin des Herrn von Marées, wunderte sich nicht. Das, sagte sie mir, habe sie sich immer gedacht, weil es gar ein so feiner Herr war. Die Jugend hielt sich nicht lange mit Fragen auf. Sie trug Kränze vor die heiligen Gestalten der Hesperiden. Und strahlende Augen blickten zu der Totenmaske mit den Zügen des Ritters Georg hinauf. Ich gestehe, ich habe in diesen Wochen dem verlegerten München Mancherlei abgedenkt.

Run ist die ganze Ausstellung nach Berlin in das Haus der Sezession gekommen und ist noch prächtiger und vollständiger geworden, als sie in der Münchener Sezession war. Der Erfolg in München, der größte, der in unserer Zeit einem Künstler wurde, könnte die Erwartung zuversichtlich stimmen. Doch bleibt abzuwarten, ob Berlin für reine, klare Ideen empfänglich ist.

Julius Meier-Graefe.



... Herr von Marées habe ich bleich und abgemagert von argeftrengter Arbeit und Hitze gefunden. In seiner durchaus liebenswürdigen Gesellschaft bin ich von Florenz über Siena nach Rom gereist (1865). Fiedler glaubt, einen Größeren als mich in Hans von Marées gefunden zu haben. Warten wirs ab! . . . Da ich im Umgang abends nur auf Marées angewiesen bin (der, nebenbei gesagt, die schopenhauerische Philosophie zu seinem eigenen Vortheil benützt hat, wie vorauszuſehen war), ſo kannſt Du Dir denken, daß mein menſchliches Leben zu Unmöglichkeiten führt.“ (No ſelb Feuerbach). „Man hätte allen Grund, es zu begrüßen, wenn die Künstler unserer oder einer Folgezeit an der hohen und lauterer Kunſtgeſinnung, die aus den Werken von Marées ſpricht, ein Beiſpiel nehmen und es härter und befruchtend auf ihre eigene Geſinnung überwirken laſſen wollten. . . Die Geſtalten von Marées führen ein heſperidiſches, man möchte ſagen: ein vegetatiſches, paradiſiſches Dafein ohne Schuld und Schickſal. Eine ſolche Welt der ſittlichen Vorſtellung vermag aber nur die höchſte Volkserziehung, nur die vollſte künſtleriſche Beherrſchung der Form auf die Dauer vor dem Eindrud einer ermüdenden Monotonie zu bewahren. . . Alle, die Marées kannten, bezeugen, daß er ein großes dialektiſches Talent und Bedürfniß hatte; er war ein Mann von unbekreitbar ungewöhnlicher geiſtiger Veranlagung und beſtreckender Bebegabe.“ (Julius Allgeyer.)



## Die Familie Lowositz.\*)

**Es** giebt große Talente, reiche Begabungen, die einen Vorzugsplatz auf dem Parnass nicht erringen können, während Anderen, minder Begabten dieses Glück mühelos in den Schoß fällt. Woran liegt es? Fehlt den Ersten vielleicht der Funke, der aus ihren Werken zum Publikum überspringt? Ist dieser Funke die Persönlichkeit des Dichters, die hinter dem Buch steht, die all sein Schaffen, seine Gestalten durchleuchtet?

Auguste Hauschner ist eine Schriftstellerin von hohem Rang. So viel ich weiß, auch von der Kritik voll anerkannt. Einem größeren Publikum ist sie fremd geblieben. Wer ist sie? Wir erfahren es nicht. Ihr innerstes Sein, der Stil ihres Wesens bleibt uns verhüllt. Ihren Romanen fehlt das Persönlichkeitsgepräge, die Temperamentsfarbe. Sie schreibt gewissermaßen *in*ognito.

Auguste Hauschner vertritt ein äußerst seltenes Genre in der weiblichen Literatur der Gegenwart. Niemand, der ihre letzten Romane liest, wird einen weiblichen Autor vermuten. Es sind männliche Bücher. Bücher von einer unvergleichlichen Objektivität. Jede weibliche Note fehlt. Subjektive Regungen oder Neigungen, das Spiel der Phantasie: sie sind ausgeschaltet. Die Thatsachen reden. Die Dichterin schweigt. Keine Uebertreibungen. Keine Rhetorik, keine Phrasen. Nichts Sensationelles. Kein Schnörkelwerk.

Unbestechlich ist ihr Wahrheit- und Gerechtigkeitsinn. Selbst starken eigenen Sympathien oder Antipathien würde sie nicht die geringste Konzession machen. Feinhörig und luchsäugig ist sie, aber nicht weit ist ihr Blick. An der Ebene haftet er, nicht zu Gipfeln schwingt er sich auf. Unbeflügelt ist sie.

In ihrem vorletzten Roman („Zwischen zwei Welten“) wird meines Dafürhaltens die Parteilosigkeit, vom künstlerischen und menschlichen Standpunkt aus, zu einem Fehler. Der Roman behandelt den Konflikt zwischen Arbeitgeberern und Arbeitnehmern in einem böhmischen Fabrikdistrikt. Ungefähr Hauptmanns Thema in „Die Weber“. Hier wie dort Spinnereien und Webereien.

Ein Buch von gründlichem Ernst, hellstem Verstand, von vollendeter Sach- und Menschenkenntnis. Der Leser wird außerordentlich interessiert, aber nicht fortgerissen, nicht hineingerissen in die Bewegung. Sehr klug, sehr scharfsinnig wägt Frau Hauschner zwischen den Parteien das Für und das Wider ab. Und siehe: Beide scheinen im Recht oder im Unrecht. Gleichmäßig ist zwischen ihnen Licht und Schatten verteilt; Das heißt: eigentlich nur der Schatten, denn des Lichts ist wenig.

Hauptmann legt sein Herz, seine Gesinnung, seine Weltanschauung in sein Dichtwerk. Er ist mitten unter den armen Webern. Er glüht, er hungert,

\*) Roman von Auguste Hauschner; Egon Fleischel & Co. in Berlin.

er schluchzt mit ihnen. Und darum wirkt sein Drama so erschütternd. Auguste Hauschner steht über den Parteien. Sie bleibt kühl. Der Leser auch.

Weniliches gilt von dem neuen Roman, der „Familie Lomofitz“, wenn ich ihn mit „Zettchen Gebert“ vergleiche. Auf den ersten hundert Seiten wird man sofort an Herrmanns Roman erinnert. Hier wie dort handelt es sich um eine mäßig begüterte, mäßig gebildete jüdische Kaufmannsfamilie mit Onkeln und Tanten, Bettlern und Basen. Nur steht die Familie Gebert in Berlin (obwohl der Roman um vierzig Jahre früher spielt als der von Auguste Hauschner) um einen Kulturgrad höher als die Familie Lomofitz in Prag, die noch ganz in jüdischen Traditionen lebt.

Zettchen Gebert hat einen sensationellen Erfolg gehabt. Die Familie Lomofitz hat ihn nicht. An durchdringender Intelligenz, an Schärfe der Beobachtung, an überlegener Sicherheit des Wissens und Könnens übertrifft der Roman der Hauschner Zettchen Gebert. Aber ihm fehlt die Blutwärme dieses Buches. Dem Verfasser ist sein Zettchen ans Herz gewachsen. Geberts sind seine Familie, er gehört zu ihnen. Er liebt ihre Schwächen, er lächelt über ihre Eigenthümlichkeiten. Auguste Hauschner wahrt die Distanz zwischen sich und Lomofitzens. Nicht blutsverwandt, nicht wahlverwandt ist sie ihnen. Fehlt ihr vielleicht die Mutterliebe für ihre Gestalten?

Oder irre ich mich? Und was mir als ein Mangel erscheint, ihre unbeirrbarere Objektivität, ist ein Vorzug, ist historischer Geist?

Im Zusammenhang mit dem männlichen Charakter ihrer Bücher ist es verständlich, daß immer nur Männer im Mittelpunkte ihrer Romane stehen. Die Frauen sind eine *quantité négligeable*.

Den Hintergrund der Familie Lomofitz bildet die wunderschöne Stadt Prag.

Drei ineinandergreifende Motive beherrschen den Roman. Einmal ist's der Werdegang eines genialisch veranlagten jungen Menschen, des Rudolf Lomofitz. Dann die Charakterisirung des prager Judenthums, etwa ums Jahr 1870, veranschaulicht durch die Familie Lomofitz. Drittens die Schilderung der Konflikte zwischen Tschechen und Deutschen, wobei die Studenten in Aktion treten und der Grabenbummel der deutschen Souleurstudenten Bedeutung hat.

Das Interesse an diesen Kämpfen wird kaum abgeschwächt durch die Vorkommnisse, die jetzt wieder die Spalten der Zeitungen füllen und die fast identisch sind mit dem Bild, das Auguste Hauschner von den Exzessen aus den sechziger Jahren entwirft. Damals wie jetzt finden wir die Tschechen immer an der Grenze ausschreitender Roheit. Aber „in ihrer Untreife steckte das Feuer, das impulsive Wagen der Jugend“. Ihre kindliche Ruhmredigkeit, die fanatische Liebe für ihre Rationalität, der Glaube an die große Zukunft des Tschechenthums: sie haben beinahe etwas Rührendes.

Der Student Jesh, der tagein, tagaus im Lesezimmer der Bibliothek sitzt,

nicht nur, um es warm zu haben, sondern hauptsächlich, um aus alten Chroniken Prags Geschichte zu studiren, von Glanz und Blüthe czechischer Geschlechter zu erfahren, sich an der ruhmvollen Vergangenheit Prags zu berauschen. Und Suka, ein anderer Student, der sich wundert, daß in einer czechischen Gesellschaft ein junges Mädchen ein ins Czechische übersetztes Gedicht von Schiller deklamirt. Warum Schiller? Wir Czechen haben größere Dichter.

Nich persönlich hat in dem Roman die Milieuschilderung der jüdischen Familie besonders interessiert. So treu, so charakteristisch ist hier die Wiedergabe der Wirklichkeit, als wären die Gespräche der Familie einem Phonographen entnommen, in den man sie hingeworfen hat.

Der strenge, despotische Vater, der bei den Mahlzeiten die Zeitung liest und das Schweigen in der Familie für ein Erforderniß der Vaterwürde hält. Er hält es auch für pädagogisch, zu tadeln. Alttestamentarischer Geist. Die Schatten des Ghetto gehen in diesen jüdischen Kreisen noch um. Es wird auch noch ganz ordentlich gemauschelt. Das Wort „Jude“ darf vor Andersgläubigen nicht ausgesprochen werden. Ausgeprägtester Geschäftssinn. Herr Lomowsky kann schon das Wort „Idealist“ nicht hören. Von einem Idealisten ist die Rede, der von einem Schwager erhalten werden muß. „Der Schwager ist ja so reich“, wendet man ein. Und Lomowsky: „Reich hin, reich her, wenn ein Jude fünf-tausend Gulden Einkommen hat, hat er für sechstausend arme Verwandte.“

Er ist kein strenggläubiger Jude. „Aber er hält darauf, sich an hohen Feiertagen mit Jehovah gut zu stellen und sich durch Befolgung der Gebete seine Gunst zu sichern.“

Und die jungen Mädchen in diesen Familien! Trautig! Schaurig für eine gestinnungslüchtige Feministin. Diese lebhaften, beweglichen Jüngferchen lassen sich nicht etwa Arges zu Schulden kommen. Im Gegentheil: dem Leben bleiben sie unendlich viel schuldig. Von so unbeschreiblicher Banalität sind sie, von so unglaublicher Armsüßigkeit! Nach Liebe aber dürsten sie alle. Ein grüner Fliet mit Gymnasiasten genügt schon ihren bescheidenen Ansprüchen.

Für den Mann: „Verdienen“, für das Mädchen: eine „Partie“, Das ist hier Zweck des Lebens. Daß die Mutter Lomowsky ab und zu in eine Heilanstalt geschickt wird, verheimlicht man den erwachsenen Kindern. Räme es herum, „es würde der Tochter an der Partie schaden“.

„Stuß (sagt die ältere, verwitwete Stiefschwester zu der jungen Kamilla, nach einer Gesellschaft), das viele Geld herauszuwerfen! Was hast Du schon davon gehabt? Unter all den Jüngelchen, die sich mit Dir herumgedreht haben, war nicht einer 'ne Partie.“

Und all diese jungen Mädchen nehmen nicht nur die Männer, die ersten, aus der Hand ihrer Eltern: sie schwimmen auch nach der Verlobung mit ihren muttlichen, ordinären Herren in Wonne und glauben, daß der Ihre

fürchterlich in sie verliebt ist. Und es dreht sich doch immer nur um die Mitgift. Ein paar tausend Gulden mehr oder weniger: Das entschied über ihr Schicksal.

Kamilla Lomofitz hat zwar schwärmerische Momente. Sie möchte im Grünen leben und schlafen und in Mondnächten auf ihrem Klavier spielen, das auch im Grünen stehen müßte. Sie zögert auch, als man ihr den minderen, dicken Felig Ragler zur Ehe anbietet. Schließlich aber verlobt sie sich doch mit ihm und schwimmt nun eben so in Seligkeit wie ihre Gefährtinnen.

Und alle diese jungen Mädchen haben nichts Eiligeres zu thun, als nach der Verlobung diese plumpen Verdienen, die sie vorher kaum flüchtig einige Male gesehen hatten, aufrichtig und herzlich zu lieben.

Was ist Liebe? Was man dafür hält. Und sie lieben eigentlich gar nicht den Felig und nicht den Wäschefabrikanten und den Theateragenten. Sie lieben die Liebe. Und diese durch Heirathvermittler ehelich versorgten Fräulein werden treffliche und pflichtgetreue Gattinnen, aller Wahrscheinlichkeit nach auch liebevolle Mütter.?

Herzbelemmend, diese weiblichen Schicksale, diese Mädchen, die sich förmlich freudig in den ewigen Kreislauf ihrer trüblichen, seit so vielen Generationen vorgezeichneten Existenz einfügen, nachdem sie einen kurzen, kurzen Frühlingstraum geträumt haben.

Nicht eine scheinbar unüberbrückbare Kluft zwischen diesen Mädchen von anno dazumal und den Suffragettes von heute?

Doch wer weiß! Wer weiß! Ich weiß; behalte es aber für mich.

Aus dieser nüchternen, liebeleeren Atmosphäre des Hauses Lomofitz wächst der Sohn, der junge Rudolf, auf, ein Schwan im Ententeich. Er ist der in eine neue Zeit, eine neue Weltanschauung Hinüberstrebende. Wie die Juden in Schnitzlers Roman sucht er „den Weg ins Freie“. Die Bedingungen seiner Entwicklung sind die denkbar ungünstigsten. Seine Natur fordert ein schnelles Tempo und er sieht sich auf Schritt und Tritt gehemmt.

Zuerst von der Enge und Dampfsheit der Schule. Giebt es noch ein Buch, das die Jugendgeschichte eines begabten Menschen erzählt und in dem nicht der Widerwille gegen die Schule ihren Ausdruck fände! Ganz auf Kampf ist der Knabe gestellt. Die Judenfeindlichkeit verwundet unablässig seine sensible Seele. Singen doch halbwüchsige czechische Mädchen hinter ihm her: „Rein neuer Katten ist mir lieb, jeder Jude ist ein Dieb.“

Und nicht nur gegen den Antisemitismus, auch gegen den Semitismus, die jüdischen Traditionen der eigenen Familie, hat er anzukämpfen. Unerträglich mit ihrem öden Geplärr sind ihm die Uebungstunden der „Ezhorke“, die der jüdische Ritus fordert. Und ihm fehlt der Balsam für solche Wunden: die Jugend fehlt ihm; nie ist Rudolf jung gewesen. Ein unharmonischer Jüngling. Wie sollte er auch harmonisch sein! Jude und doch herausgewachsen aus

dem Judenthum. Deutscher und doch von den Deutschen über die Achsel angesehen. Und von den Czechen wiederum als Deutscher und als Jude mißachtet. Ein seelisch Obdachloser. „Wer bin ich? Wo bin ich zu Haus?“

Ein unsteter, tappender, grübelnder Geist, der voll Schmerz am Leben herumrätthelt. Immer unterwegs auf geistigen Spaziergängen in weite nebelhafte Fernen hinaus. Oft spöttisch, skeptisch, hochfahrend. Kein herzlicher Kamerad. Zerrissen, wund, mit einem Wort: modern.

Und dabei ist er so verliebt, wie es nur je ein Primaner gewesen ist. Südliche Sinne und nordischer Kopf. So ziemlich draußlos ohne feinere Auslese liebt er. Wildwüchsige Frühlingstrieb.

Oft genug werden seine schönsten Vorsätze, sein feuriger Idealismus (so will er eine Gemeinde nach Christi ursprünglichen Lehren gründen) von den dunklen, unbekanntem Trieben überfluthet, die wie Feuerwellen in ihm aufstiegen und alle Idealität in ihm versengen.

Mit sich und seiner Umgebung zerfallen, müde des zerrüttenden, fruchtlosen Anklämpfens gegen all diese Widerstände (schließlich kommen noch die Antempelungen seiner Kommilitonen, die ihn für czechensfreundlich halten, hinzu), schüttelt er den Staub der geliebten Stadt von seinen Füßen, um zu einem idealen Menschenthum zu gelangen. Wo? In Berlin! Ob der angehende junge Kosmopolit auf dieser Jagd nach dem Ideal Sieger geblieben ist, erfahren wir nicht. Mit seiner Abreise von Prag bricht der Roman ab.

Ein Buch, mit einem Stern zu bezeichnen, ist die Familie Lomowig. Und doch: es macht nicht froh, nicht frei. Pessimistisch ist sein Gesicht.

Gewiß: so ist das Leben; gerade so, wie Auguste Hauschner es zeigt. Aber es brauchte doch nicht so zu sein.

Aus welcher Schicksalsnothwendigkeit, aus welchen angeborenen Instinkten oder Ideen heraus hassen sich denn Czechen und Deutsche und verachten Czechen und Deutsche die Juden? Und warum hängen die Juden so zäh an ihren Traditionen und die deutschen Studenten an ihrem Grabenbummel in Souleure? Es giebt in der Chemie Elemente, die einander naturgemäß anziehen oder abstoßen. Auf den Rationalitätenhaß, diesen Spezialitätenrummel auf der Weltbühne, findet solches Naturgesetz keine Anwendung. Der Czeche haßt ja gar nicht den Deutschen. Er haßt die Idee: deutsch. Ein metaphysischer Haß. Eine transzendente Ideenirrung. Oder ist's ein Sieg der *bête humaine* (brüllen thut sie ja wie ein Löwe) über den Intellekt?

Sümpfe sind auszutrocknen, wirkliche und geistige. Und dem entsumpften Erdreich würden blühende Saaten entsprossen.

Friede auf Erden! In aller Ewigkeit eine Utopie?

Gewiß: so ist das Leben; gerade so, wie der Roman es zeigt. Aber aus Dunkel und Dämmerung möchten wir ins Morgenroth. Auguste Hauschner fehlten die Morgenröthen.

Hedwig Dohm.



## Stendhal.\*)

„Noch eine Maske — eine andere Maske!“  
Nietzsche.

Es ist vier Jahre her, daß der feurige und kampflustige Hohepriester der zeitgenössischen Kritik, René Doumic, von der berühmten Kanzel der „Revue des Deux Mondes“, umstrahlt von dem Glanze des Weltblattes, den großen Bann gegen den lächelnden und brillanten Epitaphier Henri Beyle schleuderte und es unternahm, dessen einem blumigen, verspäteten Lenz neu entgegenwachsenden Ruhm unter seinen unerbittlichen Anklagen zu begraben. Nach Doumic war Stendhal eitel, ehrgeizig, sinnlich und (noch schrecklicher für die demokratischen Franzosen und die Nation der „jaquerie“ und der Revolution) plump und pöbelhaft.

Vor nicht langer Zeit hat Jean Carrère in einem großen politischen Blatt in Italien unter Wiederherbetung und Umschreibung einer alten Vitanei, die er in der „Revue Hebdomadaire“ unter dem Titel „Mauvais maîtres“ (der modernen französischen Literatur) angestimmt hatte, gegen Beyle-Stendhal die Anklage erhoben, er sei eitel, böshaft, egoistisch gewesen und habe, was noch schlimmer sei, dem Samen der Unstillschkeit und Verderbniß in die Seelen der Jugend gesenkt, die nach den Aufregungen der modernen literarischen Empfindsamkeit trachte.

Ich denke, der wigige und geistvolle Sproß des Dauphiné wird im Jenseits gelächelt und sich dazu beglückwünscht haben, daß die Nachwelt von 1880 und 1900, an die er sich mit seinen Werken wendete, noch so wenig Verständnis für ihn besitzt; denn noch größer als das Gefallen an der Bewunderung seiner Schriften dürfte bei ihm die Genugthuung darüber sein, daß man auch heute noch Das für bare Münzen nimmt, was er bei Lebzeiten über seine Person in Umlauf gebracht hatte.

Es ist wahrhaftig ein seltsames Los, das Stendhal gehabt hat.

Die Beschuldigungen und Verleumdungen seiner Feinde, die sähnestetschende Behässigkeit, der kleinliche Vergex, die aufgeblasene, schlecht verhehlte Verachtung der Flachköpfe, die in ihrer „pudibonderie“ beleidigt waren, die Verwünschung aus dem tiefsten Herzen Derex, die er geißelte und wohl auch mit seinen Pfeilen verwundete, die aus der Furcht entspringende Abneigung Aller, deren weichliche Behaglichkeit und schwammige Gedankenlosigkeit er mit einem „esprit choquant“ störte, alle Hornausbrüche und Feindschaften, die er erweckte, müssen ihm ungeheures Vergnügen bereitet haben, weil sie ihm den Beweis lieferten, daß er ganz anders war als der große Haufe oder doch, daß seine Maskierung gelungen war.

Sollte es mir gelingen (was ich nicht allzu bestimmt in Aussicht stellen will), einiges Licht auf sein wahres und innerstes Wesen zu werfen, so würde ich dem Meister vielleicht einen ganz schlechten Dienst leisten, da sein Hauptvergnügen darin bestand, anders zu erscheinen, als er wirklich war. Doch wird er, der lächelnd

\*) Einen neuen Italiener stellt der Verlag Desterheld & Co. deutschen Lesern vor. Er giebt den Band „Auf den Spuren des Lebens“ von Leo G. Serra heraus; Studien aus den Gebieten der Natur und der Gesellschaft. Einen Band, der Vieles und viel bringt und der nicht unbemerkt bleiben wird. Wie der neue Mann sieht und empfindet, mag das Buchstück aus einer größeren Arbeit lehren, das hier, als eine Probe, veröffentlicht wird.

herüberschaun, einen schlechten Scherz nicht allzu übel aufnehmen, da er selbst so gern solche Scherze gemacht hat. Und könnte dabei nicht eine neue Maske für ihn herauskommen? Könnte nicht eine neue „Erscheinung“ sein geheimnisvolles und unentzifferbares „Wesen“ abermals dem Auge entrücken?

... Vielleicht ist es nie einem Schriftsteller so ergangen wie Stendhal. Er, der seinen Zeitgenossen so gut wie unbekannt geliebt war, der nur einen Augenblick des unrühmlichen Ruhmes erlebt hat, als er „Rouge et Noir“ veröffentlichte, steht mehr als fünfzig Jahre nach seinem Tode eine (allerdings nicht eben ausgedehnte) Gemeinde an seinem Leben, seinen Werken, seiner räthselhaften Persönlichkeit lebhaften Antheil nehmen. Ja, es hat sich in liebevoller Verehrung seines Andenkens eine Gruppe von erlesenen Geistern gebildet (darunter zwei große lebende Roman Schriftsteller), die keine Propaganda- und Verbreitungswerte verfolgt, sondern nur sich ästhetisch erbauen und den Meister bewundern will. Dank den zahlreichen Beyle-Verehrern, namentlich aber Kasimir Stjepienski, ist eine wahre Stendhal-Literatur entstanden; seine längst bekannten und die nach und nach bekannt gewordenen hinterlassenen Werke bieten bereits genügendes Material dar, um eine zuverlässigere Deutung der bizarren Persönlichkeit zu unternehmen.

Ein Essai Paul Bourget's über Beyle kommt dem wahren Bilde dieses einzigartigen Geistes am Nächsten, obgleich es, wie alle Schöpfungen des Verfassers von „André Cornélis“, von Zeit zu Zeit einen unermütheten Lichtstrahl ausblitzen läßt, um uns dann wie mit Ablicht wieder in die Finsterniß zu versenken. Paul Bourget behauptet, daß die sensualistische und ideologische Philosophie Condillacs und De Tracy's im Verein mit der Kriegspoësie und der italienischen Dichtung dem Geiste Beyles die erste Form gegeben und zur Entwicklung verholfen haben.

Viele seiner Maximen und Aphorismen über die verschiedenen Charaktere und über die Liebe (so lassen sie sich jedenfalls bezeichnen, da die kurzen, plastischen, wenn schon ganz anspruchlosen Sätze oft die Glätte und Eleganz der hippokratischen oder salernitanischen Maximen haben) und viele seiner glänzenden aperçus über die Ursachen der menschlichen Handlungen und Leidenschaften lassen augenscheinlich den Einfluß der cadanis'schen Ideen erkennen. Aber woher hatte er die glückliche Gabe des bis in die Tiefen bringenden Blicks, den unbegrenzten Wahrheitsinn, der wie ein unbestimmbarer Duft seinen knappen Sätzen entströmt, den Aussprüchen, die hell und glänzend sind, wie Edelsteine in einem Schmutz?

Diese Frage führt uns auf unseren Weg und läßt uns bereits vorfühlen, daß nicht in der formellen Verstandesmäßigkeit, nicht in den ersten und strengsten Linien seiner Gedankenwelt die sichere Grundlage seines Geistes zu finden sei.

... Man denke sich einen Charakter, der zur Schwermuth neigt, vielleicht, weil ihm in der Kindheit Gewalt angethan worden ist, vielleicht auch in Folge von Naturanlage, eine Seele, die durch frühzeitige Erfahrung (dank einer noch unversälfachten Natur oder aus anderer Ursache) die ganze ästhetische Kleinlichkeit und Häßlichkeit des Schmerzes, seine ganze Dede und Erbärmlichkeit empfunden hätte; einen Geist von einer verborgenen Gluth, wie das Feuer unter der Asche, der mit unfehlbar sicherem Blick durchschaute, wie der Schmerz der weiblichen Natur zuwider sei und wie die Frau ihn von sich und dem Manne, dessen Trost sie vielleicht deshalb genannt wird, fernhalte, weil sie sich im tiefsten Inneren nicht mit ihm ausöhnen kann; man denke sich ein Herz, das bei Zeiten die Täuschungen

des Mannes über die Frau und die Irrungen des ewigen männlichen Idealismus kennen gelernt hätte, den man anscheinend nur aufgiebt, um in den entgegengesetzten Irrthum, den Pessimismus, zu verfallen, ein Herz, dem die ganze Schwäche und Zümmertlichkeit des „Gutseins“, die Unvollkommenheit der Wesen, mit denen das Gute gegen das Böse kämpft, klar wäre: und man hat den jugendlichen Seelenzustand Stendhals.

Unter den selbstverständlichen Schwankungen und äußerlichen Erlebnissen der jungen Jahre hat diese Phase bei ihm ziemlich lange gedauert; bis über seine Liebchaft mit Melanie Guilbert hinaus. Aber sie war, wie bemerkt werden muß, eher intuitiv und unmittelbar als überlegt und tiefgründig.

Sein Leben nahm eine entscheidende Wendung, als er, der nach Paris gekommen war, um in das Polytechnikum einzutreten, nach langem Bedenken darauf verzichtete, obwohl die glänzenden Fortschritte in der Mathematik auf dem Gymnasium zu Grenoble ihm ausgezeichnete Erfolge zu versprechen schienen. Hier liegt, wie mir scheint, der entscheidende Punkt seines Lebens, der Schlüsselstein seines moralischen Schicksals. Im geraden Gegensatz zu der Ermahnung, die die Courtisane Julietta in einer verjünglichen Lage an Rousseau richtete: „Laß von den Frauen und geh' der Mathematik nach!“ sagte er zu sich selber (wie er oft vor seinen Freunden wiederholt hat): „Laß von der Mathematik und geh' den Frauen nach!“ Seine ganze Thätigkeit, alle seine Wünsche und Gewohnheiten richteten sich von nun an ganz bewusst auf dieses bestimmte Ziel und er bleibt sein ganzes Leben hindurch der Regel treu: „Thue nie Etwas, das einer Frau, die wahrhaft, also in gefährlicher Weise Frau ist, häßlich und niedrig vorkommt!“ Davon geht in Zukunft sein Geschick aus: seine Liebe zur Kunst, zum Schönen, zum Leichtesten und angenehmen Leben, seine Veringschätzung der deutschen Schwerfälligkeit, der lymphatischen, leblosen Sentimentalität; der Uneleganz und materiellen Sinnesrichtung der Deutschen, endlich auch seine Bewunderung der Italiener.

Aber im Anfang hatte er nur sehr dürftige Selbstkenntniß. Als er zum ersten Mal nach Italien kam (und noch viele Jahre lang), dachte er nur daran, das Leben zu genießen, wie ein junger Mann, der seine idealen Kräfte noch nicht kennt und noch keine Herzenserfahrungen gemacht hat. Vielleicht gab er sich sanften Träumen hin, im unbestimmten Bewußtsein von etwas Weitem und Großem, das seiner harrte. Dann begann er, sich auf sich selbst zurückzuziehen, und machte die ersten schmerzlichen Erfahrungen, vielleicht in den Liebchaften mit Adelaide Rebuffet, Victorine Mounier, besonders und zweifellos aber mit Melanie Guilbert.

Dem Verhältniß zu dieser verdorbenen und gezelebten Schauspielerin verdankte er die ersten Belehrungen über sein Inneres; und hier ist die Quelle seiner großen Beobachtungsgabe. Muß man daran erinnern, daß er sogar Gehilfe bei einem Speisereichändler in Marseille wurde, als er mit der leichtfertigen Louison dahin durchgebrannt war?

Ich glaube, daß es gewöhnlich die Liebe ist, wodurch der Mann sich selber kennen lernt; sie ist, wie gesagt, das beste Reagens und der feinste Prüffstein für die Charaktere. Aber bedarf es wirklich der Feststellung, welche besondere weibliche Persönlichkeit den ersten Anstoß zu der prachtvollen Entfaltung jener wunderbaren Fähigkeit zur Analyse gegeben habe? Nur Bücherwürmer oder Pedanten könnten danach fragen. Eine Frau oder die und die Frau hat nur die Gelegen-

heit für solche herrliche Blütenentfaltung abgegeben. Bedeutende Männer schwärmen in der Liebe meist nicht für die Frau, sondern für ihre Liebe selber. Und wie oft ist das Weib lediglich der Vorwand für unsere Fähigkeiten, Neigungen, Bedürfnisse nach Freiheit des Daseins?

In dem Maße, wie seine starke Fähigkeit der Innenschau sich erweiterte und ihm alle seine Mängel zeigte, suchte er durch ein thätiges Leben sich dem Ideal der Vollkommenheit und persönlichen Ganzheit anzunähern, das er sich allmählich aufbaute. Er faßte den Entschluß (was besonders betont werden muß), vor Allem sich neu zu schaffen, sich eine neue Seele zu bilden oder die bloßzulegen, die er in sich durch die Erziehung und die moralischen Auflagerungen niedergehalten und gefühlt fühlte; er wollte sich von seiner Krankheit heilen, indem er sich einer Gewaltkur unterwarf: der Kur der sinnlichen Liebe, der Verführung.

Die Gegensätze schienen sich in ihm zu verschmelzen und zweifellos war seine Seele eine Vereinigung des Unvereinbaren, ein Mysterium der widersprechendsten Dinge. Hatte er die Geschichte der „Armanche“ in seiner Einbildung nicht als wirklich empfunden? Man möchte es für wahrscheinlich halten.

Aber der kühle, klare Bergliederer, der sprach: „Um ein guter Philosoph zu werden, muß man dürr, hell, ohne Illusion sein. Ein Bankier, der reich geworden ist, besitzt Etwas von dem Charakter, der erforderlich ist, um philosophische Entdeckungen zu machen, um klar zu sehen in Allem, was ist“, — er hat auch gesagt (und zwar mit einer unaussprechlichen Anmuth, einer Zartheit, deren geheime und tiefinnerliche Empfindung man theilen müßte, um sie wiederzugeben): „Ich gebe mir alle mögliche Mühe, dürr zu sein. Ich will meinem Herzen Stillschweigen gebieten, während es glaubt, viel zu sagen zu haben. Ich zittere stets vor Furcht, nur einen Seufzer verzeichnen zu haben, wenn ich glaube, ich habe eine Wahrheit niedergeschrieben!“

Man beachte in dem ganzen Buche „De l'amour“, daß er mit Recht als sein Hauptwerk ansah, die Sorge, „dürr und klar“ zu sein, und daneben die häufige Wiederholung der Worte „Zärtlichkeit“, „Zärtlichkeit“, womit er eine besondere Reizung zu sanften und süßen Erregungen meinte.

Wenn ich in der Folge von gesuchtem Gebahren, von Wechsel der Persönlichkeit und von Maske spreche, so meine ich nicht, daß Stendhal einfach beabsichtigt habe, aus der Traurigkeit und Gedrücktheit zur Fröhlichkeit überzugehen, seiner Schwermuth Herr zu werden und sich zur Freude zu zwingen. Dies ist ziemlich gewöhnlich und könnte nicht ausreichen, seiner Gestalt ein besonderes Aussehen zu geben. Was Stendhal mit Nachdruck anstrebte, war eine vollständige Umwandlung seines Selbst, wie es seiner tiefen Seelenkunde sich darstellen mochte. Es ist deshalb nicht viel damit gesagt, wenn man ihn den Vater der Seelengliederung nennt; er ist mehr als ein bloßer Bergliederer.

. . . Diese Periode der Beobachtung und Bergliederung, die für Viele eine ernste Gefahr bildet, weil die Möglichkeit vorliegt, nicht darüber hinauszukommen, wie es bei Amiel und Nießche der Fall war, nahm einen anderen Verlauf bei Stendhal, für den die Bergliederung nur ein Werkzeug und eine Waffe des Handelns bildete, ein Vermögen, das seinen Willen stärkte.

Dank der unvergänglichen Sehnsucht seiner Seele nach einem Ideal des Daseins, der Losgebundenheit, der Anmuth, that er Alles, um aus seinem Schmerz

eine einzige Freude, aus der düstern Buzg des Selbsterforschers und Selbstkenners ein Haus der Lust und Heiterkeit, ein Asyl für Alle, die beharrlich lächeln, zu machen. Und er verstand diesen Willen so vortrefflich und ungebrochen zu bewahren, daß durch ein Wunder von magischer Kraft diese Verkleidung zu einem wahren Gewande wurde. Man gewahrt an ihm nichts mehr von der Bitterkeit Dessen, der sich verbirgt und anders scheinen will, wie an Niezsché, sondern die Freude Dessen, der Etwas wiedergefunden hat, das er für immer verloren glaubte; an seinem Himmel tollt kein Echo des Donners ferner Stürme, sondern eine tiefe, leuchtende Bläue spannt sich bis ins Unendliche und eine fruchtbare Lebenswärme zieht durch alle Weiten.

Sein Lächeln hat etwas Dionysisches, Etwas von dem Geheimniß und Zauber des Lächelns des jugendlichen Bacchus oder der Gioconda. Wenn seine Ironie manchmal etwas Aggressives und Herbes hat, das angewöhnen läßt, er wolle sich an den Anderen für einen eigenen inneren Mangel rächen, so muß man doch zugeden, daß es gewöhnlich nicht so ist. Die Aeußerungen der Zeitgenossen zeigen ihre Bewunderung für die Schätze an seinem, scharfem, veraußerkundem Geiste, die er in der Unterhaltung verschwendete, und man muß gestehen: wenn er wünschte, an der Oberfläche zu bleiben, so verstand er, eine anziehende Oberfläche zu zeigen.

Wie oft hat sein Herz, das Herz, das er zum Schweigen bringen wollte, ihn zum Opfer seiner Falkstride gemacht! Wie oft ist er, um sich von einer ihm gefahrvoll scheinenden Liebe zu heilen, in eine noch stärkere gerathen! „Ich habe ihn“, sagt Mérimée, „nie anders gekannt als verliebt oder doch sich verliebt glaubend.“ Und er selbst sagte über die Eroberung: „Die Sache gelingt in zehn Fällen einmal, aber dies eine Mal wiegt neun mißglückte Angriffe auf.“ Aber dieser Mann, der aus der Liebe „l'affaire principale de la vie“ machte, gestand, daß vom Jahr 1821, in dem er von Mailand nach Paris zurückkehrte, das Herz voll von Liebe zu Mathilde Dembowski, bis 1824 keine Frau ihn dieser Leidenschaft untreu machen konnte: „Ich bin erst 1824, drei Jahre später, aus Zufall zu einer Maitresse gekommen; erst dann verlor die Erinnerung an Mathilde ihren verwundenden Stachel. Sie ward für mich zu einem sanften, tief traurigen Schattenbilde, das, wenn es erschien, mich mit unwiderstehlicher Macht zärtlich, gut, gerecht, nachsichtig stimmte.“

Alle überlegenen Menschen besitzen neben einem mehr oder minder hervorragenden Verstande ein Uebermaß von Feinsichtigkeit oder Erregbarkeit. Diese peinliche Empfindlichkeit, vielleicht die geheime Quelle aller moralischen Größe, ist das Pathengeheimniß des menschlichen Elends und Unglücks an das Genie. Wenn sie vom Leben und vom Schicksal ausgerodet ist, hat der Genius seine Aufgabe erfüllt und die Energie, die ihn nach oben trieb, ist damit verschwunden.

Die meisten Kunstwerke und zahlreiche stolze und ihrem logischen Gewand nach unangreifbare philosophische Schöpfungen zeigen sich dem eindringenden Blick als Mittel, durch die der höhere Mensch die innere Qual und die Angst zu bewältigen sucht, in die seine protensartige Erregbarkeit ihn tausendfach versetzt.

Die schmerzvolle Empfindlichkeit, die sich stets fühlbar machte, war ebenfalls ein fortdauerndes Zuchtmittel für Stendhal; der Gegensatz zwischen ihr und seinem Vaterland wird, wie ich zeigen werde, in jedem einzelnen Fall auf besondere Art beseitigt, wie durch eine Art Kompromiß und modus vivendi. Diese Waffenstill-

stände zwischen beiden Seelenkräften vollzogen sich in ihm durch die Ironie, den Geistreichthum, den Kultus der Energie, endlich durch die Verherrlichung des Willens zum Bösen. Bei einem Anderen wird dieser Gegensatz seine Veröhnung im Stolz finden; bei einem Dritten in der ästhetischen Ergebung und dem Verzicht; bei einem Vierten endlich in der Weltflucht und der Einsamkeit.

Jeder denkende Mensch hat in der Jugend eine Periode promethischer Auflehnung, Spannung, Anstrengung durchzumachen, um sich von irgendeinem Druck zu befreien, eine Periode der Schwankungen und Beängstigungen, gleichzeitigen Nuthlosigkeit und stürmischen Dranges, von Antrieben und Hemmungen, wodurch man sich vorfindet wie der an den Felsen geschmiedete Halbgott: die Periode der Schwermuth und des Ueberchwanges, des „Sturms und Dranges“. Der Mann ist nach Ueberwindung dieser Periode mehr oder minder „fertig“; je nach seinem Vermögen steht er vollkommen entwickelt und für seine Aufgabe in der Welt gerüstet oder mit Mängeln behaftet da, die unter Umständen durch Vorzüge aufgewogen werden mögen.

... Stendhal war, so scheint mir, eine unvollständige, aber große Persönlichkeit, die, wenn sie nicht ohne Mäcken war, diese aus eigenen Mitteln würdig und edel auszufüllen wußte. Dieses eigene Mittel war ein Schmerz, den er willenskräftig in ein Lachen verwandelt hat, sein Schmerz, der zu der göttlichen Flamme der Kunst und der That, zu einer heiteren, freien, sieghaften Auffassung des Lebens geworden ist. Was eine zweihundertjährige moralische Erfahrung in Frankreich gezeitigt hatte: die vornehme moralische Skepsis La Rochefoucaulds, die Seelenstärke, die unter dem tiefen Kummer Baubenaergues' verborgen ist, die verzehrende Leidenschaft La Bruyères, der lächelnde, gepuderte Cynismus Chamforts: das Alles wird bei Stendhal zu einem neuen Vermögen, das über jedes Schwanken, Zweifeln und die schmerzliche moralische Unsicherheit den Sieg davonträgt.

Er will nicht geradezu das Böse, aber er verlangt nach dessen Schein und waffnet sich mit der Eigenschaft, die in unserer so mild gewordenen Gesellschaft gewissermaßen die antike Grausamkeit fortsetzt: mit der Ironie. Die Ironie und ihr jüngerer Bruder, der Wig, sind für manchen großen Mann die einzigen Tröster in der seelischen Einsamkeit gewesen. „Die Ironie ist das letzte Tranckopfer, das die großen Geister den Göttern der Unterwelt darbringen“, sagt Carducci. Der Wig hat Vielen als Berstreck und Verkleidung gedient: so der bittere, den man gegen sich selbst richtet und der einer neuen Kraft gleicht, die man erprobt; der milde lächelnde Sternes, der wie eine zur Schau getragene jugendliche Keckheit ist, welche die Schamhaftigkeit einer freien Sentimentalität verdecken soll; und der scharfe und herbe, womit seine sich an den Schwächen des menschlichen Herzens rächt. Stendhals Wig ist oft aggressiv und gewalthätig; er war mehr Angriffs- als Vertheidigungswaffe, wenigstens in den Jahren seines Salon- und Diplomatenaseins.

Aber diese neue Erzungenschaft, die seiner Person einen neuen und besonderen Zug giebt, hat psychologisch einen tiefen Grund, der ihm nicht entgehen konnte.

Die allgemeine Bewunderung der Männer von Geist, das Vergnügen, mit dem man im Gespräch dem wahrhaft Geistreichen zuhört, beruht darauf, daß diese Begabung gewissermaßen den Ersatz für den primitiven menschlichen Charakter darstellt und eine abgeschwächte, gesellschaftsfähig gewordene Form der antiken Grausamkeit ist. Das beweist auch ihr ausschließliches Vorkommen bei Denen, die nicht

durch die drückende Arbeit um die ältesten und besten Kräfte der Rasse gebracht sind; denn der Geist ist ein Luxus, eine dem Vergnügen dienende Aufwendung unseres Verstandes. „Ueberall“, sagt Stendhal, „setzt an Geist; Jeder spart alle seine Kräfte für seinen Beruf auf, der ihn in der Welt vorwärtsbringen soll.“

Hören wir, was er in den „Souvenirs d'égotisme“ sagt, bei der Beschreibung seiner Rückkehr nach Paris von Mailand, wo er Métilde, den Gegenstand seiner stärksten Liebe, zurückgelassen hatte: „Das Schlimmste wäre, rief ich aus, wenn die trockenen Gesellen, meine Freunde, unter denen ich leben werde, eine Ahnung von meiner Leidenschaft für eine Frau hätten, die ich nie besessen habe! Ich sagte mir im Juni 1821 und ich sehe jetzt, da ich Dies schreibe, im Juni 1832, zum ersten Mal, daß diese Besorgniß, die ich mir tausendmal wiederholte, thätlich das leitende Prinzip meines Lebens zehn Jahre lang gewesen ist . . . Sie war die Ursache, daß ich geistreich geworden bin, was 1818 in Mailand, als ich Métilde liebte, mir ganz verächtlich vorgekommen wäre . . . Ich betrat Paris mit dem einen Gedanken, mich nicht durchschauen zu lassen.“ Und noch bezeichnender in einem Brief an einen Freund zwei Jahre früher: „Meine Empfindlichkeit ist zu groß geworden; was Andere kaum berührt, verwundet mich bis aufs Blut. So war ich 1789 und so bin ich 1840. Aber ich habe gelernt, Alles unter der Ironie zu verbergen, die dem großen Haufen unverständlich ist.“ Eben diese schmerzliche Empfindlichkeit gab ihm, wie er gern wiederholte, das „Gefallen an der Vermummung“.

Seine Maske ist anmuthig, schelmisch; sie ist eine Waffe der Verführung und zugleich eine edle Schamhaftigkeit der Seele, die sich nicht dem Erhöchsten hingeben will; sie entspringt dem Entschluß, sich nicht von sich und den Anderen an der Nase herumführen zu lassen, und ist eine Kriegslift, die dazu dienen soll, eine Art seltsamer und dreister Herzenzweugier zu befriedigen, die es liebt, den Mechanismus des fremden Gefühlslebens zu beobachten, ohne selbst beobachtet zu werden; sie ist ein Versteck, aus dem sich, ohne Verdacht zu erregen, das naive Zutrauen beobachten läßt, das die Welt zur Aufrichtigkeit des Mienenspieles, eines ganz oberflächlichen Mechanismus, hegt, dessen eitle und trügerische Erscheinung uns in Bewegung und Erregung bringt, dem Beobachter aber ein Lächeln entlockt; sie ist schließlich ein Schild gegen die Gemeinheit und die kleinliche und niedrige Bosheit.

. . . Die moderne Seele hat den traurigen Ruhm, unverständliche, widerstreitende Elemente zu bergen; darauf beruht das moralische Problem. Die Alten waren frei von solchen Zweifeln, solchen Kengsten, solchen ermüdenden und quälenden Fragen; auf festen Fäßen stehend, kannten sie nur eins der beiden Prinzipien oder hielten sich auf der Mittelstraße, ohne eist zu schwanken und Probleme aufzuwerfen. Carucci sagt: „Die Antithese, diese rhetorische Figur, von der die zeitgenössische Literatur voll ist, während wir sie in der griechischen, in derjenigen der guten römischen Zeit und von Dante nur spärlich gebraucht finden, ist der echte Ausdruck des Zwiespaltes unserer Zeit, der Zeit nach 1789. Robespierre liebt die Blumen, die Beglein und die zarten Berse und Saint-Just schreibt sinnliche Gedichte; Byron geht vom ‚Gilde Harold‘ zum ‚Don Juan‘, Leopardi von den Gesängen ‚An Italien‘ und ‚An das Denkmal Dantes‘ zu den Nachträgen zur ‚Betrachomponachia‘ über.“ Der große Dichter und Kritiker gestatte mir die Bemerkung, daß seine „Antithese“ zu unbestimmt und formal ist und nicht tief genug ins Innere

bringt. Rein! Die großen Dichter weisen jene Gegensätze nicht auf aus einer Art von Neuerungssucht oder als eine moderne Erfindung oder einen literarischen Griff nach auch, um zu posiren; sondern der schmerzliche Widerstreit wohnt tief in allen modernen Menschen und ist am Stärksten in den Auserwählten, weshalb auch die großen Dichter und hervorragenden Geister ihn empfinden und zum Ausdruck bringen.

Auch Heine ist ein Beispiel dieses psychologischen Kontrastes. Doch ist es nicht so beredt wie das Stendhal oder gar Nietzsche. In Beiden zeigt sich der sentimentale Typus noch deutlicher, ich möchte sagen: stilisiert, der Mechanismus der Wirkungen und Gegenwirkungen noch klarer; denn sie gehen absichtsvoller auf moralische Darlegung aus und ihre Werke sind zum großen Theil auf Selbstbetrachtung und Seelenkunde begründet. Bei Heine überwiegt das künstlerische Objekt; und die Fülle von Motiven und Rhythmen, der Reichthum und Reiz der Bilder, die Schillernde, lachende, bunte und flüchtige Folge von Eindrücken vermindert die Bedeutung des moralischen Kontrastes, der selbst als Kunstmittel dienen muß. Immerhin ist er vorhanden und leicht wahrzunehmen. Bei Stendhal aber, wenigstens in seinen letzten Werken, ist der Kontrast überwunden und beigelegt und nur der wachsame und aufmerksam gemachte Leser wird vielleicht hier und da, etwa in „Rouge et Noir“, eine Spur des Kampfes wahrnehmen, der im tiefsten Innern stattgefunden hat. Nichts, auch gar nichts ist mehr von solchen Stürmen in „La Chartreuse“ zu gewahren, wo eine gleichmäßige, sieghafte Gelassenheit, die Heiterkeit eines attischen Himmels sich über alle seine Gestalten breitet, die uns wie Kinder der Selbstverständlichkeit und der Anmuth erscheinen. Fabricius, Mosca, Sanseverina sind stolze, geschmeidige, schlank, ideal schöne Geschöpfe von natürlicher Freiheit und einfacher, instinktiver Eleganz der Bewegungen; das Menschenwesen zeigt sich wieder in seiner ganzen schrecklichen und schönen Naturwüchsigkeit.

... Meine Bewunderung für Beyle hindert mich nicht, zu bemerken, daß die Gestalt Julien Sorels in „Rouge et Noir“ einen Fehler hat. Deshalb ist sie im Allgemeinen namentlich von denen, die nicht gern nachdenken und über das Geschriebene hinausblicken und aus Indolenz oder anderen Ursachen die tiefen Hintergedanken nicht erfassen und die wolkigen Schauer des Blickes in den Abgrund nicht lieben, nicht recht verstanden worden.

Die Pervertität Juliens wäre mit seiner Sensibilität nur in Einklang zu bringen, wenn eine lange Reihe von Erfahrungen ihn mit Nothwendigkeit und gleichsam wie in den einzigen rettenden Hafen zu der Lehre des Bösen um des Bösen willen geführt hätte. Stendhal hat in Julien Sorels Seele gelegt, was in seiner eigenen in der Kindheit gelegen hatte und was im reifen Alter allmählich hinzugekommen war. Man erwäge, daß er den Roman 1830 schrieb, nachdem er in vielen anderen Werken gleichsam seine Waffe geschliffen hatte und seine Seelenzustände viel verwickelter geworden waren.

Dem Geschmack am „Mephistophelischen“ huldigte er auch auf seine eigenen Kosten, wie es die „Vie de Henri Brulard“ zeigt, wo er sich ein ganz besonderes Vergnügen daraus macht, die fürchterlichsten Dinge über sich vorzubringen, die durch viele andere Umstände widerlegt werden. Der unfundige und naive Leser (und so sind die meisten) ist natürlich verblüfft und sieht in Julien Sorel nur ein Ungeheuer von Niedertracht und Verworfenheit. Doch ist daran zu erinnern, daß Zaine, der berühmte, orthodoxe Zaine, der große offizielle Kritiker Frankreichs in



der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, bekennet, Stendhals Meisterwerk nicht weniger als achtzigmal gelesen zu haben, und daß dessen ganze Produktion außerordentlichen Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Es wäre sehr interessant, die wahren Gründe kennen zu lernen, aus denen das berühmte Essai „Rouge et Noir“ von der zweiten Auflage der Gesamtwerte an unterdrückt worden und erst neuerdings in der postumen und endgiltigen Ausgabe der „Nouveaux Essais“ wiedererschienen ist. Man erinnere sich an Das, was Sainte-Beuve über Duvergier de Hauvanne und Victor Jacquemont gesagt hat: „Sie hatten von Beyle einen Geißelhieb erhalten; und Jeder, den Beyle geißelte, behielt die Striemen.“ Ob Laine Striemen verbergen wollte? Das ließe auf einen scharfen Hieb schließen.

Bourget behauptet, das Hauptverdienst von „Rouge et Noir“ bestehe in den tiefen Wahrheiten über das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts. Er will außerdem beweisen, daß die sozialen Zustände Frankreichs im Beginn des Jahrhunderts den Anstoß zu der seelischen Entwicklung und Haltung Julien Sorels gegeben haben. Mir scheint, diese Ursachen sind nur die äußerlicheren und näherliegenden, nebensächlichen und vorübergehenden, wenn sie dem Charakter auch die besondere zeitliche und örtliche Färbung geben; aber hinter ihnen liegt noch etwas Anderes, das in stärkerem Maße bestimmend gewirkt hat.

Um deutlicher zu sein: Zweifellos bestehen höchst bemerkenswerthe Unterschiede zwischen Chateaubriand, Constant, Beyle, Bourget, Barrès, sowohl in der Art wie in der Stärke ihrer Talente; dennoch scheint mir zwischen ihren Hauptwerken: „René“, „Adolphe“, „Rouge et Noir“, „Le Disciple“ und der Ideen-Trilogie von Barrès eine Familiendehnlichkeit zu bestehen, so daß man die Entwicklung der selben Seele, des selben Keimes der Gefühl- und Begehrungsweise verfolgen kann. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß, wenn zwei Punkte dieser idealen Aufeinanderfolge ganz hervorstechende und unleugbare Ähnlichkeiten darbieten, die Ausläufer sehr beträchtliche Unterschiede aufweisen.

Die eingebildete oder wirkliche Ungeeignetheit für das Leben und die Thätigkeit, die unüberwindliche Unfähigkeit zur Mittheilung mit ihrer unsagbaren inneren Qual, die Passion für die Einsamkeit und Selbstbeobachtung, das von Unfähigkeit begleitete Verlangen, die Liebe zu genießen wie alle Anderen, die tiefe und aufrichtige Gölte und die Veranlagung zur Traurigkeit, lauter seelische Eigenschaften René's, finden wir auch auf dem tiefsten Seelen Grunde der übrigen genannten Romanhelden. Sie haben in jungen Jahren an der selben Krankheit gelitten wie René, und wenn später bei ihnen andere Seelenzustände und Seelenkonflikte auftreten, so geschieht es, weil ihr Blut sich durch neue Energien bereichert hat; doch bleibt René ihr Ahnherr, von dem sie ein Stück ihrer Seele empfangen haben.

René leidet an seiner Veranlagung; aber er giebt sich unvollkommene Rechenschaft von den Ursachen seiner Leiden; er schöpft aus ihnen ein krankhaftes Verlangen und findet einen Anlaß zu Vergnügen und Stolz in der Uebetreibung ihrer Natur und in der Betrachtung ihrer Besonderheit; deshalb denkt er auch nicht an ihre Bekämpfung.

Adolphe besitzt eine weitgehende Kenntniß der Ursachen seines Schmerzzustandes; aber er weiß sie nicht zu benutzen; ja, seine Kenntniß gereicht ihm nur zum Nachtheil; seine Willenskraft hat noch gar keine Waffe gegen die Schwächen und Läden seines Charakters und seine Haltung leidet schwer darunter; er handelt

stoß- und sprungweise, je nachdem der augenblickliche, von seiner Heftigkeit ausgehende Anstoß oder die Forderungen des Herzens die Oberhand haben; daher sein unzusammenhängendes Vorgehen, seine widerspruchsvolle Haltung, die äußerst schmerzlichen Schwankungen in seinen Gefühlen, ein ewiges Aufbauen und Zerstoren, eine fortwährende Ungewißheit, die nur dazu führt, ihn zu Grunde zu richten und die engelgute Cléopâtre in den Tod zu treiben.

Dagegen hat Julien Sorel, obwohl auch von außerordentlicher Sensibilität, die gegen seinen Willen und zu seinem lebhaften Mißvergnügen ihn oft verrückt, beim Eintritt in das Weltleben sein Herz mit Härte und Bosheit gewappnet. Hier beginnt die Fälschung der Persönlichkeit und die Entgeißelung des sittlichen Wesens; aber wer möchte behaupten, daß Dies nicht durchaus und streng natürlich sei, wo es sich darum handelt, einer übermäßigen und zu weit gehenden Erregbarkeit Herr zu werden oder wenigstens ihre Wirkungen zu neutralisieren und zu verbergen? Diese Sensibilität einmal angenommen und zugleich einen Willen zum Leben vorausgesetzt, der unter den tausend Unsicherheiten und den Reizen des Jünglingsalters sich geltend macht und die Hülle der werdenden Mannesseele durchbricht: muß sie nicht notwendig sich dem entgegengesetzten Extrem zuneigen?

Diese Gleichgewichtsstörung entging Stendhal nicht; da ihm die allzu künstlich und gewaltsam konstruierte Macht des Bösen unmenschlich und daseinsunfähig erscheinen mußte, ließ er sie auf dem Blutgerüst das Ende finden. Und doch: wie viel Mitgefühl, Erbarmen und Poesie in diesem vernichtenden Schicksal!

In Robert Orestes ist der Gang zum Bösen um seiner selbst willen, die Verstellung, die Umwandlung des Charakters, die Reaktion und die absichtliche Kenderung der von der Natur empfangenen Tendenzen vollständiger; ihm gelingt das böse Treiben besser; sein Ende erfolgt beinahe unvermuthet. Vielleicht hat es der Autor aus besonderen Gründen so herbeigeführt, statt es als notwendige und verhängnißvolle Konsequenz der Thaten des Helden erscheinen zu lassen.

In der Trilogie von Ferrès endlich haben wir einen offenen und unzweifelhaften Sieg über die Naturanlage, aber auch eine weniger hervorstechende antisoziale Tendenz; ja, man kann sagen: der Ichaktus des Helden ist wenig verschieden vom gewöhnlichen Egoismus. Die Abweichung von der normalen Persönlichkeit, die mit René begann, wird hier (wenigstens in den Ergebnissen) fast wieder Null, wenn überhaupt das Mittel, das zu diesen Ergebnissen führt; die sogenannte „Kultur des Ich“, noch als etwas von der Regel Abweichendes anzusehen ist.

.. Zwischen den praktischen Lebensregeln, die Stendhal für sich und seine Freunde aufstellte, und dem ganzen Moralsystem Richysches besteht eine fühlbare Verwandtschaft. Richysches System ist auch nur ein System zwingender Regeln für die eigene Betthätigung und insbesondere für die erhabenste und glänzendste Betthätigung: die Herrschaft. Aber Beide täuschen sich in der Annahme, auf dem Verstandesweg aus sich selbst herausgehen zu können; die Regeln Stendhals und (wenn auch nicht in gleichem Maß) das System Richysches sind das erste Ausfluchten von etwas Sichererem und Unwiderstehlicherem, weil tiefer Begründetem und mehr Organischem. Oft und in mannichfachen Lagen fühlen wir uns von den Dingen, die uns anziehen, durch eine Voraussetzung oder einen Einwand getrennt, die nur Ausgeburten unserer krankhaft vergrößerten und entstellenden Phantasie sind. Blitschneel geht es uns dann auf, daß das vorausgesetzte Hemmniß nur eine Selbsttäuschung oder

ein ganz dünner Schleier war, der sich zwischen unserm Drang und die Objekte spannte, und wir suchten mit dem Verstand das Hinderniß zu beseitigen; aber vergebens, denn es rührt aus dem Verstand selbst her.

Die Ursache ist, daß unser Verstand oft unbewußt berufen wird, unserm Mängeln ein Mäntelchen umzuhängen und sie vor uns selbst in einer Weise zu rechtfertigen, die unsere Eigenliebe weniger verletzt, also eine äußere Schwierigkeit und Hemmung zu erfinden, wo eigentlich eine Schwäche unseres Verlangens vorliegt, das nicht lebenskräftig genug ist.

. . . Was Stendhal an sich selbst vollbrachte, war ein Werk der Zerlegung, der Desorganisirung; denn er versuchte, sich den Banden, den idealen und realen Verbindlichkeiten zu entziehen, die die Gesellschaft mit ihrem bürgerlichen und Sittengesetz dem Menschen auferlegt hat, und er suchte all die Hemmungsvorrichtungen für die geschlechtliche, die zerstörende und die auf Herrschaft gerichtete Thätigkeit zu beseitigen, die durch eine Jahrhunderte lange Einwirkung aus dem Naturwesen Mensch ein zur Gesellschaft und zur Arbeit geeignetes Geschöpf, oft genug also ein Hausthier und demnach ein häßliches, klägliches und gemeines Wesen gemacht haben. Er wollte (was ihm thatsächlich gelungen ist) die Ketten brechen, die seit Jahrtausenden auf dem Menschen lasten und ihn fast überall (um Nietsches Wort zu gebrauchen) zu einem Heerdenstier gemacht haben.

Für Alle, die eine Zerlegung der Körpereinheit in Muskeln, Nerven, Knochen lieben, bietet Stendhal den herrlichen „Fall“ einer fortschreitenden Umwandlung der Persönlichkeit, eines langamen Wiederauffindens des wahren und ursprünglichen „Ich“. In dem anregendsten und gedankenreichsten seiner Bücher sagt er: „Wie man sich kein Temperament, keine Seele wählen kann, so kann man sich keine hervorragende Rolle zuweisen. Rousseau und der Herzog von Richelieu hätten sich auf den Kopf stellen können: trotz all ihrem Geist hätten sie ihre Rolle bei den Frauen nicht zu tauschen vermocht.“ Wenn Stendhals Leben zu zeigen scheint, daß Dies möglich ist, so müssen wir eine Temperamentsänderung voraussetzen. Aber auch wenn wir uns streng auf dem Boden der Psychologie halten und auf physiologische Theesen verzichten, bleibt die Persönlichkeit Stendhals hochinteressant; denn sie bietet uns in ihrer mit der Schärfe und Genauigkeit einer mathematischen Demonstration vorgenommenen Analyse und Prüfung durch seine eigene Hand ein glänzendes Beispiel einer Umwandlung der Persönlichkeit. Für die lebenswürdigen Freunde der „Oberfläche“, für die „Unwissenden und Leichtlebigen“ für Alle, die „das Leben hinnehmen“, ist Stendhal eine Gestalt, die viele Schicksale in sich vereinigte, der Mann, der die erhabenen und reinen Entzückungen des Denkers und Betrachters und den zarten und leichten Rausch des Verführers kannte, der Leonards Verlangen nach dem vollen und ganzen Leben verwirklichte und die schweifende und wissensdurstige Seele Fausts verlor.

Er hat die Grenzen der menschlichen Seele hinausgerückt, gefühlt, daß in ihm der ganze „Mensch“ sich regte und bewegte und in seinem ganzen Umfang, seiner Vollständigkeit und Schönheit lebte.

Leo G. Sera.



## Der Schutzengel des Königs.

**A**ls am vierzehnten Juli 1789 (ein Tag mit wolkenlosem Himmel und strahlender Sonne war) in Paris das unglaubliche Wunder geschah und die ungeheuren Mauern und Thürme der Bastille dem anstürmenden Volkshaufen zum Opfer fielen, beherbergte diese symbolische Zwingsburg des königlichen Absolutismus kaum noch ein halbes Duzend Gefangene (darunter den Grafen Delorges, dessen Kerkerhaft gerade vierzig Jahre gedauert hatte); denn wie das Königthum erst, nachdem es schwach und wankend geworden, gekürzt werden konnte, so fiel auch die Bastille zu einer Zeit, da sie längst schon kaum noch benutzt wurde. Und wie einige Wochen darauf am Geburtsstag der vielbesprochenen Menschenrechte die hohe Aristokratie die besten Köpfe einer Bewegung zur Verfügung stellte, in deren Verlauf unzählige Aristokratenköpfe, gute und schlechte, mit grauenhafter Hast abgehauen wurden, so hat an diesem vierzehnten Juli das gemeine Volk, ohne viel zu denken, seinen Arm der verhassten Sache des Adels geliehen; in die Bastille eingeleitet zu werden, gehörte ja eben zu den Privilegien der Aristokratie, die des Geistes mit eingerechnet. Der gemeine Mann verirrte sich nur selten einmal in dieses Gefängniß der Mächtigen und Bevorzugten; nur in außerordentlichen Fällen, wie der einer war, wovon diese kleine Geschichte zu berichten hat.

Kaum ein halbes Duzend Gefangene, wurde gesagt, sonden die jubelnden Erstürmer in den dreimal vermauerten Gelassen der erschrecklichen Thürme. Sie begnügten sich damit, die furchtbaren Riegel und Schlösser zu erbrechen; im Uebrigen hatte Niemand Zeit und Muße, sich um die Befreiten weiter zu kümmern. Ein interessanterer Gegenstand war dem Volk, das sich vom ersten Rausch der aufblühenden Freiheit auch gleich bis zur sinnlosen Tollheit fortreißen ließ, der unbeugsam strenge Graf von Launay, der Gouverneur und Verteidiger der Festung, den die rasende Menge, einer wilden Bestie gleich, trotz zugesprochenem freien Abzug, auf der Stelle zu zerfleischen drohte.

Den militärischen Anführern des Unternehmens, zwei braven Soldaten der Gardes Françaises (Gulin hieß der eine, der andere Hélie) gelang es nur mit Gefahr des eigenen Lebens, den Unglücklichen eine Strecke weit durch den tobenden Pöbel hindurchzubringen, bis er ihnen auf dem Grebeplatz entriß und in schauerlicher Weise hingschlehtet wurde. Ein Schlächtermeister, namens Bourlas, spießte den zerhackten gräßlichen Kopf auf die Bayonnettespitze eines geraubten Gewehrs, gleich einer Trophäe, und hinter ihm her wälzte sich die Hefe der pariser Bevölkerung, die Fischweiber der Markthallen voran, in grauenhaftem Jubel durch die Straßen der inneren Stadt. Andere Haufen, nicht so sehr lästern nach Blut als nach weniger symbolischen Dingen, waren in der erstürmten Bastille zurückgeblieben, um zu rauben und zu plündern, wobei besonders das Archiv ausgeraubt wurde (was wieder beweist, daß es auch in den aufgeregtesten Momenten Leute giebt, die für weit hinaus den Werth und Nutzen der Dinge zu berechnen wissen).

Inzwischen hatten sich die Gefangenen längst unbeachtet verloren. Nur ein zitternder Greis in schwarzem Tuchrock, mit ergraumtem Haar und wirrem Bart saß noch auf einem Brellstein des inneren Thors und rührte sich nicht von der Stelle. Um ihn versammelte sich bald ein Häufchen Neugieriger von der gemüth-

licheren Sorte; doch blieben all ihre Fragen nach Namen und Herkommen vergeblich. Der Alte hielt die Umstehenden verständnißlos an und legte nur manchmal geheimnißvoll den Finger auf die Lippen. Zwei- oder dreimal murmelte er Etwas in den Haat und blickte dabei ängstlich und scheu um sich her. „Was sagt er?“ fragten die Hintersten und drängten sich näher. Er sagt: „Der König ist in Gefahr“, erklärte ein hübsches junges Weib. Darüber brachen Einige in rohes Lachen aus; und man gewann allmählich die Gewißheit, daß man es mit einem Berrückten oder wenigstens ganz in Stumpfsinn Versunkenen zu thun habe. „Kinder und Narren sagen die Wahrheit“, meinte ein budliger Schneider; „der gute Trottel scheint mir kein schlechter Prophet.“

Dennoch handelte es sich nicht um eine Prophezeiung, sondern um eine Erinnerung. Dieser Unglückliche, der in der Bastille blödsinnig wurde, war einst ein wohlhabender lyoner Kaufmann mit Namen Marcel Larouffe. Im Winter 1756, kurz vor Neujahr, ging Herr Larouffe mit Zurücklassung einer hübschen Frau und zweier Töchterchen von sieben und neun Jahren in Geschäften nach Paris, wo gerade der Streit zwischen König und Parlament eine Verschärfung erfahren hatte, die ernsthafte Konflikte befürchten ließ. Herr Larouffe kam just an dem Tage in Paris an, da auch der König in seiner lieben und getreuen Stadt erschienen war, um im Justizpalast ein feierliches Lit de justice abzuhalten, das bekanntlich einen recht bedenklichen Ausgang nahm. Der gute Kaufmann aus der Provinz konnte sich vor Erstaunen nicht erholen, als er sah, wie der König mit besonders pomphaftem Gefolge und in offenem Wagen an einer fast gaffenden Menge vorüber, die den Quai der Goldschmiede und die Sankt Annenstraße füllte, seinen Einzug ins Parlament hielt, ohne daß auch nur der schwächernste Ruf „Es lebe der König“ laut wurde. So erkaltet war in diesem Augenblick die Stimmung des Volkes gegen diesen König, den man nicht ohne Arg den Vielgeliebten nennen durfte und der nun schon einen Mordanschlag brauchte, um die alte Liebe der Pariser für ihn noch einmal auflodern zu sehen. Und dieses Attentat (Könige haben manchmal ein unglaubliches Glück) stellte sich wahrhaftig, wie auf Bestellung, ganz zur rechten Zeit ein. Als Herr Larouffe, den seine Geschäfte aber Neujahr hinaus in der Hauptstadt festgehalten hatten, am vierten Januar von einer Einladung bei seinem Geschäftsfreund in später Nacht nach seiner Herberge kam und in Folge ungewöhnlichen Weingenußes und seiner lebhaften Gedanken an das freudige Wiedersehen mit Frau und Kindern Stunden lang nicht einschlief (er mußte sich immer wieder vorstellen, wie sich seine Frau über den Federnhut und den Spitzenfächer freuen werde, die er am Nachmittag eingekauft hatte), da hörte er plötzlich hart an seinem Ohr deutliches Stimmengeflüster; und als er aufhorchte, verstand er auch bald einige abgerissene Wörter und Sätze, die aber lange ohne Sinn und Zusammenhang für ihn blieben, so daß er sehr ärgerlich wurde, weil er noch weiter an dem nöthigen Schlaf gehindert sein sollte. Dennoch konnte er sich nicht enthalten, das Ohr zu spizen und zu horchen.

„Du wirst im letzten Augenblick den Muth verlieren“, sagte jetzt drüben eine Stimme.

„Das Bild der Allerheiligsten Jungfrau, das ich auf der Brust trage“, antwortete die andere Stimme, „wird mir die Kraft geben.“

„Wie willst Du ihm aber so nah kommen?“

„Er besucht jetzt fast täglich spät am Nachmittag seine Tochter, die krank sein soll, und kehrt erst in der Dunkelheit zurück.“

„Bei der jetzigen Kälte wird er gut eingemummelt sein und Du wirst Dein Leben umsonst wagen.“

„Rein Dorsch ist lang und scharf.“

„Und wenn er nun auf Wochen hinaus das Trianon nicht verläßt?“

Wie ein greller Blitz schlug das letzte Wort in das Bewußtsein des Kaufmanns. Also ein Mordanschlag auf die geheiligte Person des Königs!

Und ihn also hatte Gott zum Schutengel des Königs bestellt. Darum hatte er ihn so lange den Schlaf nicht finden lassen. Nun suchte er ihn schon nicht mehr, obwohl es drüben still geworden war. Die ganze Nacht hindurch überlegte der gute Kaufmann, was er thun könne, um das Komplot unerschädlich zu machen. Plan um Plan durchdachte er: und einen nach dem anderen verworf er als unpraktisch oder gar gefährlich. Erst gegen Morgen kam er zu einem Entschluß, fest überzeugt nun, daß dieser Schritt der sicherste sei. Er hatte beschlossen, sich in aller Frühe zu Herrn von Berryer zu begeben, der als Lieutenant des Königs der pariser Kriminalpolizei vorstand. Schon kurz nach Sieben meldete sich der Kaufmann an der Wohnung des Polizeilieutenants. Seine Gnaden, sagte man ihm, sei vor elf Uhr nicht zu sprechen. Aber der Kaufmann ließ sich so leicht nicht abweisen. Er komme in einer dringlichen Sache, die Herrn von Berryer persönlich angehe. Da fragte ihn der Lakai nach Stand und Namen und hieß ihn warten.

Ob dieser Lakai nun seinen Herrn von dem Begehren des Fremden wirklich benachrichtigt oder ob er dem Kaufmann nur eine kleine Komödie vorgespielt hat: er kam nach einigen Minuten zurück mit dem Bescheid: Der Herr Polizeilieutenant lasse Herrn Larouffe bitten, ihm, wenn es möglich sei, um elf Uhr die Ehre zu geben. Larouffe begab sich nun in das benachbarte Café Procope, dessen literarische und sonstige Stammgäste zu dieser Stunde noch schliefen. Dort ließ er sich eine Chokolade und dazu Limde und Feder geben und verfaßte mit großer Sorgfalt einen Brief an Herrn von Berryer, da ihm schwante, daß er auch um elf Uhr nicht vorgelassen werden könnte. „Euer Gnaden, der König ist in Gefahr“, so begann der Brief und erzählte darauf Wort für Wort das erlauschte Gespräch.

Herr Larouffe hatte richtig geahnt; als er wenige Minuten nach Elf im Vorzimmer Seiner Gnaden erschien, hieß es, der Statthalter des Königs sei augenblicklich von wichtigen Geschäften in Anspruch genommen; den Brief des Kaufmannes aber wollte der Lakai gern abgeben. Umsonst wartete Herr Larouffe danach, zur näheren Auskunft vorgernfen zu werden. Eine Stunde verging, es vergingen zwei, es vergingen drei Stunden, worauf man dem Kaufmann bedeutete, Herr von Berryer sei plötzlich in einer dringlichen Angelegenheit ausgefahren und heute nicht mehr zu sprechen. Ob Seine Gnaden den Brief gelesen hätten, wußte der Lakai nicht zu sagen; der Kaufmann aber zweifelte nicht daran, denn sicher bestand zwischen der Lectüre des Briefes und der plötzlichen Ausfahrt des allgewaltigen Polizeilieutenants ein kausaler Zusammenhang. Dabei beruhigte sich Herr Larouffe, und da etwas vor fünf die lyoner Post abging, wofür er sich bereits am Vorabend einen Platz gekauft hatte, nahm er in aller Eile einen Fiaker und fuhr (sein Felleisen hatte er in der Frühe schon hin besördert) nach der Posthalterei von Saint-Severin nah beim Justizpalast, wo er gerade ankam, als der Postillon das

letzte Signal zur Abfahrt bließ, während in der Kutsche die Reisenden in dicken Mänteln sich zurechttrücker und der Stadburche mit krummen Knien im Schnee stand und heftig die Arme übereinanderschlug, um sich gegen die Kälte zu wehren.

In der Vorstadt von Saint-Antoine schlug die Uhr das erste Viertel nach Fünf, als der wadelige Postkarrn, an der Kasse vorbei, über den knirschenden Schnee rollte, dem Thor von Vincennes zu. Trotz der heftigen Kälte ließ es sich der junge Postillon nicht nehmen, das finstere Staatsgefängniß dräben, das bei der hereinbrechenden Nacht sich nur unbestimmt vom schwarzen Himmel abhob, auf seinem Horn mit einer lustigen Weise, wie er immer pflegte, neckisch zu begrüßen, während im Innern der Kutsche Herr Larouffe, gehoben von dem stolzen Gefühl, den König gerettet und dem Vaterland still und bescheiden einen außerordentlichen Dienst erwiesen zu haben, sich aus Reue dem beglückenden Vorgenuß eines zärtlichen Wiedersehens hingab. In der selben Viertelstunde geschah draußen in Versailles die That, die trotz aller Bestimmung gegen den König so entsehrlich schien, daß zuerst Niemand daran glauben wollte.

Der König, der zu dieser Zeit das Trianon bewohnte, war um vier Uhr nachmittags nach dem Schloß gefahren, um seinen Töchtern (Mesdames de France), deren eine etwas kränkelte, einen Besuch abzustatten, wie er fast täglich zu thun pflegte. Genau ein Viertel nach Fünf verabschiedete er sich von den Prinzessinnen, Er nahm beim Herabsteigen die kleine Treppe, da er fast ohne Gefolge war. Zwei Fackeln wurden ihm vorgetragen. Als er, unten angelangt, schon den Fuß erhoben hatte, um in den Wagen zu steigen, sah sich der nächststehende Oberst der Leibwache plötzlich mit einem Ruf auf die Seite geschoben und der König fühlte Etwas wie einen Faustschlag auf der linken Brust. Er fuhr nach der Stelle und griff in Blut. „Ich bin ermordet“, rief er, „haltet den Thäter!“ Der war schon ergriffen; ein großer, starker Mann in schwarzem Anzug mit einer Beutelperücke auf dem Kopf.

Dies war der Vorgang bei dem bekannten Attentat des Hausknechts Damiens auf Ludwig den Fünfzehnten; und wenn man auch heute weiß, daß der König dabei nur ganz leicht verwundet wurde, so war doch zunächst Alles zu befürchten und der Schrecken und die Verwirrung ungeheuer.

Die erste amtliche Nachricht, die nach Paris abging, war an Herrn von Berryer gerichtet. Der reitende Courier fand den hohen Polizeibeamten bei der Baronin von Breteuil, seiner anerkannten Geliebten, wo er in großer Gesellschaft bei Tisch saß. Gerade wurde der sechste Gang, ein geträffelter Pfau, aufgetragen, als sich die Staffette meldete. Man kann sich den Schrecken der illustren Gesellschaft denken. In eiliger Hast verabschiedete sich der Königsleutenant, um seines Amtes zu walten. Das heißt: um im weitesten Umfang und mit äußerster Strenge alle die Maßregeln zu treffen, die eine hohe Polizei mit Sicherheit immer anzuordnen pflegt, wenn ein Unglück geschehen ist. Herr von Berryer war um so verwirrt, als der Brief, im Namen des Königs geschrieben, einen Zusatz enthielt, der sich wie eine erste Andeutung höchster Unnade ausnahm. „Auf daß es Euch nicht etwa einfallen mag“, hieß es da, „zu uns nach Versailles zu kommen, verbieten wir Euch ausdrücklich, unsere Stadt Paris für die nächste Zeit auch nur auf einen Augenblick zu verlassen.“ Das war mehr als genug, um den Königsleutenant in höchsten Alarm zu versetzen. Während nun sein schwergebauter

Wagen über das holprige Pflaster in heftigen Schwankungen dahinfuhr und seine Seele in tausend Kengken und Befürchtungen schwebte, fiel ihm plötzlich der Brief des fremden Kaufmanns ein, den er am Vormittag zu sich gesteckt, aber zu lesen vergessen hatte. Er zog das Schreiben hervor und überschlug es. Und so erschraf er, daß die zitternde Hand das Blatt zu Boden fallen ließ. „Ich bin ein verlorener Mann“, rief er aus. „Der Mensch wird plaudern; ich bin unrettbar verloren.“ Ein paar Sekunden sah er wie erstarrt. Dann kam ihm ein rettender Gedanke; er klopfte heftig an den Wagenschlag. Der Wagen hielt und schon war auch der Jäger vom Bod gesprungen und stand, des Befehles gewärtig, den Federhut in der Hand, vor dem Schlag. „Kaserne Saint-Eustache, eilig!“ befaßl Seine Gnaden; und der Wagen setzte sich wieder in Trab.

Die Lyoner Postkutsche hatte in dem Städtchen Panjou zum vierten Mal die Pferde gewechselt und wollte eben mit ihren drei Insassen sich langsam wieder in Bewegung setzen, als plötzlich ein Trupp galopirender Reiter die Straße herunter gegen sie heransprengte. Im Nu war der Wagen von den berittenen Garbisten umstellt. „Der Kaufmann Larouffe aus Lyon!“ rief der Befreite. Ein eigenthümlicher Glückschauer durchrannt in diesem Augenblick die Seele des Lyoner Kaufmanns, der aus seinen Gedanken an die zu Haus harrende junge Frau und an die schönen Kinder wie aus einem lieblichen Traum emporfuhr. Aber nur, um in einen noch zauberhafteren einzutreten. Wie eine blendende Phantasmagorie tauchte es ihm vor den Augen auf. Kristallene Kronleuchter mit Taufenden von Kerzen flammten und vervielfältigten sich in Spiegeln bis ins Unabsehbare, auf goldgestickten Westen blipten diamantene Sterne, nackte Frauenschultern leuchteten über Sträußen von Blumen, seidene Kleidsalten knisterten, Atlaschleppen rauschten; plötzlich ein allgemeines Knixen und Verbeugen: Der König! Denn der gute Kaufmann dachte, daß die Boten des Königs ihn einholten und daß ihm eine großartige Belohnung bevorstehe. Aber nur ein Wimperzuden lang stand ihm die beglückende Jata Morgana vor dem Blick. Denn schon fühlte er sich einen Knebel in den Mund gestossen und eiserne Schließen an die Gelenke gelegt. Wie in einem Räuberroman wars. Kein Wort wurde laut, und ehe Herr Larouffe sich verfaß, sah er im Pferdesattel eng zwischen zwei Dragonern, die mit ihren Armen unter die seinen faßten. Und fort gieng in gestrecktem Galop auf der winterlichen Landstraße, zwischen verschneiten Hügeln mit den Flecken dunkler Gehölze, vorüber an Gehöften, wo die Hunde ängstlich knurrten, über Brücken und durch verschlafene Dörfer, in gestrecktem Galop immer fort. Der arme Kaufmann verfiel zuletzt in eine todähnliche Betäubung, aus der er erst . . . im Grabe wieder erwachte. Denn ganz an eine Gruft erinnerte das Geläß, in dem er, ahnungslos, wie lange seine geistige Lähmung gebauert hatte, zur Besinnung kam. Rucke Rauern, zwei plumpe, mit Ketten befestigte Stühle, ein rohgezimmertes Tisch und eine hölzerne Lagerstatt: Das waren die Gegenstände, die er in dem schwachen Licht erkannte, das durch eine schmale Luke aus der Höhe herab spärlich in den trostlosen Raum hereinsickerte. Er mußte sich bestimmen, was mit ihm vorgegangen war. Aber umsonst suchte er nach einer Erklärung der furchtbaren und räthselhaften Ereignisse. Sein Kopf war düster wie die Gruft, die ihn umschloß. So versank er in ein rathloses, dumpfes Brüten. Und Stunden mochten so hingehen. Stunden oder Ewigkeiten: er hätte es nicht zu sagen; gewußt. Ein Geräusch ermunterte ihn.



Er hörte Schlüssel drehen und Riegel sich verschieben und eine schwere Thür in ihren Angeln knarren. Dreimal wiederholte sich Das. Denn drei schwere Thüren führten in seinen unterirdischen Kerker. Nach Oeffnung der letzten Thür wurde wirklich ein lebendiger Mensch sichtbar. Er trug am Gürtel ein Schwanz mit gewaltigen Schlüsseln. Ein Gehilfe, der ihm auf dem Fuß folgte, setzte ein Brett mit einem vollständigen Mittagsmahl auf den Tisch.

Von dem Schließer erfuhr der Kaufmann, daß er in der Bastille sei.

So hatte Herr von Berryer die ihm drohende Gefahr beseitigt. Auch in anderer Richtung wußte er der Ungnade des Hofes energisch vorzubeugen. Seine strengen Maßnahmen in der nächsten Zeit nach dem Attentat des Damiens fanden ganz die Billigung des Königs, der seinem Polizeichef dafür so dankbar war, daß er ihn bereits ein Jahr darauf, obwohl Herr von Berryer in seinem Leben noch nie ein Schiff gesehen hatte, zum Minister der Marine ernannte, wie in jedem Compendium der französischen Geschichte zu lesen ist. Herr Larousse aber war in der Bastille und blieb darin. Erst der berühmte vierzehnte Juli 1789 gab ihm die Freiheit; gab ihm aber weder seinen Verstand wieder, den er verloren hatte, noch sein geliebtes Weib und seine schönen Kinder, auf die sich sein braves Herz so unglücklich freute, als er vor zweiunddreißig Jahren, am Vorabend der Heiligen Drei Könige, an der Bastille vorüber durch das Thor von Vincennes in die frühe Winternacht hinausgefahren war, nicht nur vom Vorgesühl des Ersehnten, sondern auch von dem Gedanken beglückt, den König gerettet und dem Vaterland still und bescheiden einen außerordentlichen Dienst erwiesen zu haben.

München.

Benno Rüttenauer.



## Paragraph 252.

**I**st die Aktie wirklich, wie man so gern sagt, ein Mittel zur Demokratisirung? Mir scheint: auch im Aktienreich herrscht der Wille Einzelner. Mit dem Begriffen Majorität und Minorität wird jonglirt; aber nicht auf Geheiß der Masse, die dahinter steht, sondern nach dem Belieben der wenigen Starken, die das Geschick der Aktiengesellschaft lenken. Und dieser Individualwille ist so kräftig, daß er aller Anstrengungen, ihn zu bändigen, spottet. Die Literatur über den Fall Hibernia füllt ganze Bände. Jahre lang wurde argumentirt, bekräftigt, haranguirt, lamentirt: nur nicht reformirt. In den Niederungen des Aktienrechtes wallen dicke Nebel, die kein Sonnenstrahl durchbringt. Und die laute Stimme starker Raser verklingt im Dunst. Die „Hibernia“ hat Schule gemacht. Noch ist kein Jahr her, seit die Richter in Leipzig das letzte Wort sprachen; und schon haben wir neue „Fälle“ zu verzeichnen. Wider alle Logik wäre es, der Minderheit den Sieg über die Mehrheit zu verbürgen. Das Reichsgericht hat einmal gesagt, daß die „in Angelegenheiten der

Gesellschaft mit der erforderlichen Stimmenzahl gefaßten Beschlüsse der Mehrheit für die Minderheit auch dann maßgebend sind, wenn sie ihr als verkehrt, wirtschaftlich nachteilig und die Befreiungen der Minderheit schädigend erscheinen". Das sei eine unabwendbare Folge des im Gesetz anerkannten Grundsatzes, daß die Mehrheit des Aktienbesitzes über die Verwaltung der Gesellschaft und darüber entscheide, was im Interesse der Gesellschaft und ihrer Aktionäre zu thun und zu lassen ist; mit dieser Thatsache müsse sich Jeder abgefunden haben, der Aktien erwirbt. Die Majorität hat zu entscheiden; aber es giebt Ausnahmen, die der Minderheit einigen Trost gewähren. Paragraph 252 des Handelsgesetzbuches erlaubt, einer von mehreren Aktiengattungen ein höheres Stimmrecht zu geben als der oder den anderen. Neben Stammaktien sind also Vorzugsaktien mit doppeltem Stimmrecht möglich. Der Besitz jeder Vorzugsaktie verleiht zwei Stimmen. Sind 4 Millionen Stammaktien und 3 Millionen Prioritätsaktien mit doppeltem Stimmrecht vorhanden, so können die 4 durch die 3 Millionen „majorisiert“ werden. Zweck der Bestimmung ist, einer besonders wichtigen Aktionärgruppe auch ohne Zwang zur Verwässerung des Kapitals die Uebermacht zu verleihen. Der Gesetzgeber hat, um die Bewegungsfreiheit nicht allzu sehr zu hemmen, einzelne Maschinen seines Gesetzes gelockert; dicht und eng genug bleibt es freilich noch immer. Paragraph 252 sagt im dritten Absatz auch noch, wer an den Beschlüssen der Generalversammlung ein besonderes Interesse habe, dürfe nicht mitstimmen. Das gilt für die Direktion und den Aufsichtsrath bei der Ertheilung der Decharge und für jeden Aktionär, der mit der Gesellschaft ein Rechtsgeschäft machen will. Davon war im Fall Hibernia oft genug die Rede. Jetzt haben wir einen Fall, der ein noch klareres Bild als der westfälische bietet.

Die Kieker Werst Howaldtwerke hat ein Stammkapital von 5 Millionen. Nun hat die Generalversammlung beschlossen, das Kapital um 3 Millionen Mark fünfprozentiger Vorzugsaktien mit doppeltem Stimmrecht zu erhöhen. Das ist erlaubt. Auch gegen die Ausschließung des Bezugsrechtes der Stammaktionäre läßt sich, nach den geltenden gesetzlichen Bestimmungen, nichts machen. Siehe Hibernia. Die neuen Vorzugsaktien sind von zwei Gesellschaften übernommen worden, die besondere Gründe zur finanziellen Unterstützung der Howaldtwerke haben. Alle großen Werften, die Kriegsschiffe bauen, haben sich irgendeinen Turbinentyp gesichert. Die Howaldtwerke hatten sich noch nicht für ein bestimmtes System entschieden; jetzt haben sie mit der Turbinia-Aktiengesellschaft und deren Mutterfirma Brown, Boveri & Co. vereinbart, daß diese Gesellschaften die 3 Millionen Mark Vorzugsaktien übernehmen. Umsonst ist der Tod. Brown-Boveri gewähren den Howaldtwerken finanzielle Hilfe und die Werst wird Abnehmerin der Parsons-Turbine. Gegen dieses taktische Manöver läßt sich nicht viel sagen. Die für die Uebernahme der Aktien geforderte Prämie von 500 000 Mark fünfprozentiger Genussscheine ist allerdings ein Bißchen auffällig und läßt den Glauben an Uneigennützigkeit nicht aufkommen. Aber wer denkt in der Welt großer Geschäfte denn je an sentimentale Erwägungen? Die neuen Besitzer der Howaldt-Vorzugsaktien haben sich nicht gescheut, ihre auf die Erlangung eines Lieferungsmonopols gerichtete Absicht mit fühner Offenheit aller Blicken zu enthüllen. Mir scheint nun, daß hier ein Schulfall für die Anwendung des Paragraphen 252 (Absatz 3) vorliegt. Turbinia und Brown-Boveri sind Lieferanten der Howaldtwerke; ihre höchst eigenen Interessen sind mit denen der Gesellschaft verknüpft; deshalb übernehmen sie die Vorzugsaktien mit

doppeltem Stimmrecht; deshalb sind in den Aufsichtsrath der Howaldtwerke Herren aus der Verwaltung der beiden Turbinenfirmen gewählt worden. In den Händen der Vorzugsaktionäre, die nur drei Fünftel des Stammaktienkapitals repräsentiren, liegt künftig das Schicksal der Gesellschaft. Die freien Aktionäre werden durch „Interessenten“ (ich muß das dumme Wort hier einmal anwenden) an die Wand gedrückt. Und diesmal geschieht es nicht im Geist, sondern wider den Geist des Gesetzes. Vielleicht ist den Ueberbern des bedenklichen Beschlusses doch bang geworden; wenigstens erzählte man von Verhandlungen, die auch die Stammaktionäre an der Uebernahme der Vorzugsaktien betheiligen sollten. Kommt dazu, dann ist die Hauptfrage, wie viele Stammaktionäre die Möglichkeit erhalten, Vorzugsaktien zu kaufen. Da die Turbinenbauer mit ihrer finanziellen Hilfe sich einen guten Abnehmer sichern wollen, werden sie kaum dulden, daß ihr Einfluß verringert werde. Deshalb wäre die Betheiligung der Stammaktionäre nur als ein äußerliches Zugeständniß an die Oeffentliche Meinung, nicht als ernsthafte Konzession zu betrachten.

Nach dem Gesetz dürfen die Aktien, die im Besiz der Firma Brown-Boveri und der „Turbinia“ sind, in der Generalversammlung an keinem Beschluß mitwirken, bei dem es sich um ein mit ihnen zu vereinbarendes Rechtsgeschäft handelt. Nehmen wir an, eine Stammaktionärgruppe wolle in einer Generalversammlung den Erwerb eines anderen Turbinenpatents beschließen lassen. Die bisher begünstigten beiden Turbinengesellschaften sind an dem Gegenstande der Beratung wesentlich interessiert; dennoch werden sie mitstimmen und sich dabei auf den Wortlaut des Gesetzes stützen. Der Beschluß mag der Gesellschaft schaden; das Gesetz erlaubt ihn. Bei der exponirten Stellung der Turbinenfirmen im Fall Howaldt ist aber wahrscheinlich, daß irgendein Beschluß doch einmal an der Spitze des Gesetzes scheitert. Die Gesellschaft darf die Vorzugsaktien nach drei Jahren in Stammaktien umwandeln. Darüber hätten nur die Stammaktionäre abzustimmen; denn hier handelt sich um ein „Rechtsgeschäft“ mit der anderen Aktionärgruppe. Wird die sich aber ruhig verhalten? Generalversammlungsbeschlüsse sind ja nicht schwer zu umgehen; man kann ziemlich lange ohne Generalversammlung auskommen. Um Bankgeld aufzunehmen oder Obligationen auszugeben, braucht man die Zustimmung der Aktionäre nicht. Und im Aktienparadies sind Schlupfwinkel genug, in denen sich behaglich leben läßt. Das Schicksal der Howaldtwerke ruht auf dem dritten Absatz des Paragraphen 252. Daß dieses Postament nicht breit genug ist, haben Männer des Rechts schon erkannt. Einer der Parteivertreter im Hibernia-prozeß, Justizrath Felix Bondi in Dresden, empfahl vor ein paar Monaten in der Deutschen Juristen-Zeitung, bei einer Revision des Handelsgesetzbuches die Stimmhaltungspflicht auch für solche Beschlüsse vorzuschreiben, die zwar nicht direkt die Vornahme eines Rechtsgeschäfts mit Aktionären betreffen, aber (unmittelbar oder mittelbar) ein solches Geschäft vorbereiten oder der Verwaltung das Rechtsgeschäft ermöglichen sollen. Solche Aenderung des Paragraphen ist zu wünschen; aber sie genügt nicht. Der von Bondi vorgeschlagene Zusatz würde, zum Beispiel, nicht alle bei den Howaldtwerken möglichen Situationen beden. Da handelt es sich auch jetzt ja nicht um die Vorbereitung eines Rechtsgeschäfts mit dem daran interessirten Aktionär, sondern um einen Beschluß, der nur mittelbar in die Interessenssphäre des Aktionärs eingreift, für ihn aber doch ungemein wichtig ist. Auch in solchen Fällen dürfte der Interessirte nicht mitstimmen. Dabei mag man der

Auslegung einen breiten Spielraum lassen. Ein brauchbares Handelsgesetzbuch kann nur aus der Erfahrung hervormachen; und Erfahrung ist nur da zu sammeln, wo das Gesetz nicht ängstlich von vorn herein alles unbekannte Gebiet abgesperrt hat.

Die Rechte der Mehrheit dürfen nicht wesentlich geschmälert werden. Gegen Zufallsmehrheiten kann man sich schützen. Reist ist die Abstimmung ja sorgsam vorbereitet. Die Gruppen gehen geschlossen in den Kampf und haben sich so formirt, daß die Beteiligung oder das Fehlen von Outsiders in der Generalversammlung nicht mehr viel ausmacht. Der Zufall wirkt gewöhnlich nur da mit, wo sich nicht gelohnt hat, ihn auszuschließen. Man kann sich im weiten Bereich der Aktie gegen jede Möglichkeit sichern. Das beweist die Existenz der Ferne G. m. b. H., die das feste Bollwerk gegen die Verstaatlichung der Hibernia schuf. Einen ähnlichen Schutzwall (nicht gegen den Fiskus, sondern gegen andere unerwünschte Gäste) hat jüngst die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika aufgeworfen. Sie hat ein Stammkapital von 2 Millionen Mark. Um zu verhindern, daß „fremde Einflüsse“ Macht über die Gesellschaft gewinnen, ist beschlossen worden, noch für 2 Millionen Mark Antheile auszugeben, die von einem Syndikat übernommen werden. Die neuen Antheile erhalten die Eigenschaft von Vorzugsaktien mit einer sechsprozentigen Verzinsung. Einziger Zweck der Emission: Sicherung der Mehrheit. Da die Gesellschaft, wie in der Generalversammlung erklärt wurde, noch mehr als eine Million Mark an Barmitteln hat, braucht sie neues Geld nicht. Zunächst werden auch nur 25 Prozent auf die neuen Antheile eingezahlt. Das Bezugsrecht der Aktionäre wurde ausgeschlossen, den Anteilbesitzern aber gestattet, dem Uebernahmehyndikat unter gewissen Bedingungen beizutreten. Das Konsortium hat also das Recht, Leuten, die ihm nicht genehm sind, den Antrag auf Beteiligung an dem Syndikat der neuen Antheile abzulehnen. Die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika will sich gegen das Eindringen englischen Einflusses in ihren Bereich schützen. Ein Theil der alten Aktien ist schon in Briten Händen; drum muß rasch dafür gesorgt werden, daß die Deutschen die Mehrheit behalten. Mit einigem Recht darf man sagen, daß auch hier einer Aktionsgruppe von der anderen Gewalt angethan wird. Die nur mit 25 Prozent eingezahlten Vorzugsanttheile haben das selbe Stimmrecht wie die vollgezahlten Stammaktien. Das ist auf dem Boden des Gesetzes möglich. Kolonialgesellschaften müssen freilich nationale Politik treiben; zweifelhaft ist nur, ob den Leuten, die ihr Geld in solche Unternehmungen gesteckt haben, „Majoritätsbindungen“ der angebotenen Art nützen. Die Großaktionäre, die dem Konsortium für die Uebernahme der neuen Antheile angehören, haben Gelegenheit, ihren Stammbesitz vortheilhaft zu verkaufen. Die Antheile der Deutschen Kolonialgesellschaft sind, im Verlauf eines Jahres, um etwa 300 Prozent gestiegen. Wegen die heute zu ungefähr 500 notirten alten Antheile kann man die neuen Vorzugsaktien eintauschen, die zu 100 (oder etwas höher) begeben werden sollen. Das ist kein schlechtes Geschäft; und die Gefahr einer Schädigung der deutschen Majorität ist durch die 2 Millionen Mark neuer Aktien beseitigt. Das Gefühl, der hohe Preis der Stammaktien könne zu einem Extragegeschäftchen ausgenutzt werden, ist nicht gerade angenehm. Wer sich aber nicht blenden läßt, weiß längst, daß auch im „demokratischen“ Aktienstaat der Wille des Einzelnen herrscht, der die Kraft hat, ihn durchzusetzen. Adon.

**Max Ulrich & Co.,** Kommanditgesellschaft  
auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulrichs.  
Reichsbank-Giro-Konto.

**Bergwerksunternehmungen.**



# MURATTI

Fordern Sie **neues** Musterbuch H.  
Sie finden darin die neuesten Formen der Salamander-  
stiefel, die mit Recht als das hervorragendste  
Erzeugnis der deutschen Schuhindustrie gelten.

## Salamander

Schuhes. m. b. H.

Berlin W. 8, Friedrichstr. 182

Stuttgart — Wien I — Zürich

Eigene Geschäfte in den meisten Grossstädten.



Einheitspreis M. 12.50  
Luxus-Ausführung M. 16.50



**„Euryplan“** Doppel-Anastigmat  
in den Serien F. U. S. F. U. S. F. G. F. M. S.  
**Schülze & Billerbeck**  
Katalog gratis. Berlin SO. 38, Reichenberger Strasse 121 E.

**Societät Berl. Möbel-Tischler**

Ad. Tilzer, Jerusalemer Kirche 3, Berlin SW.

**Möbel für vornehme Wohnungs-Einrichtungen.**

Anstellung stilgerechter Wohn-, Speise- und Schlafzimmer in den neuesten Holzarten.  
Lager aller Kunstmöbel. Polstermöbel. Dekorationen.

## Stereoskop-Bilder aus aller Welt

N  
P  
G

*Etwa Fünfzehn Tausend Sujets*

Ansichten, Genrebilder usw. (Original-Anfahmen)

Einzelpreis 25 Pf., Serien zu 10 St. M. 2.—, handkoloriert à 40 Pf.

**Stereoskop-Apparate** (verschiedene Modelle)

Prospekte kostenlos. Ausführlicher Katalog gegen 25 Pf. franko.

N  
P  
G



**Neue Photographische Gesellschaft**  
Aktiengesellschaft

Steglitz 57.



	<b>Berliner-Theater-Anzeigen</b>	
--	----------------------------------	--

**Metropol-Theater**

Allabendlich 8 Uhr.

**Donnerwetter — tadellos!**Grosse Jahres-Revue in 1 Vorspiel u. 9 Bild  
v. Jul. Freund. Musik von Paul Lincke.**Chat noir**

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Dir. R. Nelson. Tägl. 11—12 Uhr Nachts.

**Das vollständig  
neue Programm!****Dr. Möller's Sanatorium**

Brookstr. Dresden-Loschwitz Prop. Dr.

Diätet. Kuren nach Schroth.

**Neues Operetten-Theater**

Schiffbauerdamm 25.

Freitag, den 26. Sonnabend, den 27., Sonntag,  
den 28./2. Montag, d. 1., Dienstag, den 2./3. 8 U.**Die Dollarprinzessin**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

**Victoria-Café**

Unter den Linden 46

**Größtes Café der Residenz  
Schenswert.****Arkadia** Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neuerbauten  
Jägerstr. 63a „**Moulin rouge**“Reunions: Montag, Dienstag,  
Donnerstag, Sonnabend**Unterhaltungs-Restaurant Wien-Berlin**

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Leitung: Fritz Dreher.

**Elegantes Familien-Restaurant.****Restaurant und Bar Riche**

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

**Treffpunkt der vornehmen Welt**

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

**Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung**

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

**Terrains, Baustellen, Parzellierungen.**

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebauete Grundstücke.

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

**Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen**

Obb. bei München

**Physikalisch-diätetische Behandlung**

für Kranke (auch bettlägerige) Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftige. Beschränkte Internat.

**Geschäftliche Mitteilungen.****Gegen Frost, Röte, Springen der Haut, Rote Nasen** haben sich als be-

währte Mittel Prof. Dr. Schleich's Hautcrème und Wachspasta erwiesen. Wer bei der jetzt herrschenden kalten Witterung über Frost und spröde Haut klagt verstaube nicht, diese bewährten Mittel aus der Apotheke, Drogenhandlung oder Parfümerie zu beziehen. Glatte Haut wird stets erzielt durch Verwendung dieser Präparate besonders in Verbindung mit der vorzüglichen Wachspasta-Seife, welcher um der Haut die natürliche Schutzdecke zu ersetzen, Wachspasta hinzugesetzt ist. Der nicht fettende Hautcrème kann auch bei Tage verwendet werden. Die weiterhin bekannte Schleich'sche Marmorseife erhält ebenfalls die Haut glatt und eignet sich im übrigen wegen ihrer frostlösenden Wirkung als Ersatz für Kohlensäure-Bäder. Interessenten erhalten kostenlos eine Broschüre über Körperkultur durch die Vertriebsgesellschaft Prof. Dr. Schleich'scher Präparate G. m. b. H. Berlin SW. 61, Gneisenaustrasse.

Insertionspreis für die 1 spatige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

<table border="1" style="width: 100%; height: 20px;"> <tr><td style="border: none;"> </td></tr> <tr><td style="border: none;"> </td></tr> <tr><td style="border: none;"> </td></tr> </table>				<b>Berliner-Theater-Anzeigen</b>	<table border="1" style="width: 100%; height: 20px;"> <tr><td style="border: none;"> </td></tr> <tr><td style="border: none;"> </td></tr> <tr><td style="border: none;"> </td></tr> </table>			

Gebrüder-

**Herrnfeld-**

Anfang Theater. Vorverk.  
8 Uhr. 11-2 Uhr.  
57 Kommandantenstr. 57

Die beiden Bindelbands  
Ferner: „Internationale Künstler-Revue“.

**Verfasser**

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Nalensee.  
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

**Simplizissimus**

Jahrgänge 1—11 gebunden. (1 u. 2 unvollständig) zu verkaufen. Anfragen unt. 2567 beförd. Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48.

**Ich warne Sie vor**

Nachahmungen! Verlangen Sie nur Prof. Detsyni's **Radial**-Asbest-Gasboden, Fabrikat der A. E.-G. Preis 5 M. Achten Sie auf die 3 blauen Flammenringe, die bei vollkommener, absolut geruchloser Gasverbrennung die enorme Heizwirkung geben. Für 2 Pf. pro Stunde eine warme Stube! Auf den Gasarm aufzusetzen. In Holzkiste portofrei M. 5.80, Nachnahme M. 6.10.

Deutsche Radial-Gesellschaft, Friedrichstr. 78  
Detail-Verkauf Leipzigerstr. 26 neb. Kempniski

<div style="border: 1px solid black; border-radius: 50%; width: 40px; height: 40px; display: flex; align-items: center; justify-content: center;"> <div style="font-size: 20px; margin-right: 5px;">1</div> <div style="font-size: 10px; margin-right: 5px;">MK</div> </div>	<h1 style="margin: 0;">FISCHERS</h1> <h1 style="margin: 0;">BIBLIOTHEK</h1> <h2 style="margin: 0;">ZEITGENOSSISCHER ROMANE</h2>	<div style="border: 1px solid black; border-radius: 50%; width: 40px; height: 40px; display: flex; align-items: center; justify-content: center;"> <div style="font-size: 20px; margin-right: 5px;">1</div> <div style="font-size: 10px; margin-right: 5px;">MK</div> </div>
--	---	--

*Soeben erschien als Band 5  
ein neuer Roman von  
Gustaf af Geijerstam:  
THORA*

Der Jahrgang bringt Romane von:  
Th. Fontane, Jak. Schaffner, Jonas Lie,  
Gabriele Reuter, Gustaf af Geijerstam,  
Thomas Mann, Herman Bang, Hans Land,  
E. v. Keyserling, Gabriele d'Annunzio,  
Charlotte Knoeckel.  
Jeden Monat ein Band gebunden

geheftet 80 Pf.



1

MK

geheftet 80 Pf.



# „Welt-Detektiv“

**Preis** Berlin 75, Leipzigerstr. 107 Cl.  
Ecke Friedrichsstraße. Tel. 1.3571.  
**Beobachtungen, Ermittlungen** in allen Vor-  
kommnissen und Privatsachen, Ueberall!  
**Auskünfte** Gb. Vorleben, Lebens-  
weise, Ruf, Charakter,  
Vermögen, Einkommen, Gesundheit usw. von  
Personen an allen Plätzen der Erde. Diskret.

## ≡ Harmonium ≡

das seelen- und gemütvollste aller Haus-  
instrumente, kann Jedermann ohne Vor-  
kenntnisse sofort 4stimmig spielen mit dem  
neuen Spielapparat „Harmonista“, Preis mit  
Helt von 100 Stücken 30 Mk.

Illustrierte Harmonium-Kataloge und  
Prospekt über Spielapparat bitte gratis zu  
verlangen von

**Aloys Maier, Kbnigl. Hoflieferant, Fulda.**

**REICHES WISSEN**  
VERMITTELT  
DREI  
FÜR NUR **3** PRO MONAT  
MARK

**HERDER'S**  
Ideal-Konversations-Lexikon

Dieses neue Werk ersetzt mit seinem  
ungeheuren, präzise gefaßten Wissen  
in acht prächtigen Bänden für nur  
Mk. 100.— die doppelt so teuren  
Lexika. Ich liefere es franko, ohne  
Aufschlag gegen monatliche Zahlung  
von nur Mk. 3.—. Prochnahme gratis.

**HEINRICH NEUBERGER**  
VERSANDBUCHHANDLUNG  
FRANKFURT a. M. 69.

# Diabetes-Bauer

Koetzschenbroda-Dresden.  
Sommer- und Winter-Kuren.

## Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte  
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten  
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert  
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

## • Hetaera-Krema •

(Name ges. gesch.)  
Nur für Teint, à Tube 60 Pfg.

## Hetaera-Hand-Krema

nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pf.  
Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.



In 2. Auflage erschienen soeben:

## Die Grausamkeit

mit bes. Bezugnahme auf  
**Sexuelle Faktoren.**

Von H. Rau.

Mit 22 Illustrationen 4 M. Gebund. 5 1/2 M.

Nur für starke Nerven!

## Sexuelle Verirrungen:

## Sadismus u. Masochismus.

Von Dr. E. Laurent übers. v. Dolorosa.  
6. Aufl. 5 M. Geb. 6 M.

## Okkultismus und Liebe.

Studien z. Geschichte d. sexuellen Verirrungen.

Von Dr. E. Laurent.

360 Seiten br. 7 1/2 M. Geb. 9 M.

Ausführliche Prospekte gratis franco.  
H. Barsdorf, Berlin W. 30, Achterb. 10.

## Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigegeben der Literarischen Anstalt,  
Rütten & Loening in Frankfurt a. M. betreffend

## Der erlöschende Halbmond

Türkische Enthüllungen von Alexander Ular und Enrico Insabato.

Ausserdem liegt der heutigen Nummer noch ein Prospekt bei der Verlags-  
buchhandlung D. W. Callwey in München betreffend

## Kunstwart-Arbeit.

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.





*E. Stahl*

## Passage-Kaufhaus

Friedrichstr. 110-112

BERLIN

Oranienburgerstr. 54-56 a

**Größte Sehenswürdigkeit der Residenz**  
**Sämtliche Branchen in größtem Stil vertreten.**  
u. a. Wohnungs-Einrichtungen, Flügel, Pianos, Harmoniums etc.





**In Qualität erstklassig!  
Im Preise unerreicht billig**

sind meine Schusswaffen. Falls Sie dies noch nicht wissen, so lassen Sie sich meinen neuesten Hauptkatalog gratis u. franko kommen; derselbe enthält reiche Auswahl in allen Arten von Jagd- u. Luxusgewehren, Schelben- u. Püschbüchsen in nur bewährten Systemen, Teschings, Revolvern, Pistolen, Munition etc. 5 Jahre Garantie, evtl. 10tägige Probe.

Gustav Zink, mech. Gewerbfabrik, Mehlis 182 b Suhl.

**Bestellungen**  
auf die

**Einbanddecke**

zum 65. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1—13. I. Quartal des XVII. Jahrgang.)

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Prägnung etc. zum Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

## Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur Publikation Ihrer Arbeiten in Buchform. Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 61.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7

## Apostata

von Maximilian Harden.

7. bis 8. Tausend, 2 Bände à Mark 2.—, Inhalt vom I. Band, Phrasien. Die Schulkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Gemosse Sramalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicäa und Erlurt Mahad. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Supremoz. Wie schätze ich mich ein? Inhalt vom II. Band: Bei. Bismarck a D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Dieromanische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Erolca. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 2/3-Bund. Kirchnerater Sirindberg. Der Entenleich. Jeder Band 8. 14 Bogen elegant broschiert. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

## Eine neue Lehre

Nach dem Zeugnis hiesiger u. anderer Persönlichkeiten handelt es sich bei den zu früher Lebensbetätigung anfertigten Büchern wie bei den betreffenden Charakterbestimmungen (nach eingehenden Handproben von P. P. E.) um Anzeichen von hypnotischer Kraft, von welcher hoher Vornehmheit. Trugis seit 1880. Wünsche nach simplen „Deutungen“ bleiben unberücksichtigt. Direkter Prospekt über tieferelebende Wirkungen der tiefen Seelenstudien kostenlos durch P. Paul Febe, Schriftsteller und Psychographologe, Ugeburg 1 Z. Gsch. (Original-Verfasser).

Cabinet-Comet  
**Graeger**  
**Sect**  
Gold & Silber  
zu beziehen durch die Weinhandlungen  
**Carl Graeger**  
Sect-Kellerei  
Hochheim a.M.

**Schockethal** bei Cassel  
Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtung. Gr. Erfolg. Entzück. Lag. Angel. u. Wintersport. Jagdgesellschaft. Prospekt. Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumböf. f.

**Herbst- u. Winterkuren**  
**Im herrlichen Zackental!**

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt  
pr. Tag von M. 10.— ab.

**„Sanatorium**  
**Zackental“**  
(Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreibersbau. 1g. 27.

**Petersdorf im Riesengebirge**  
(Bahnhstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurosthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände Diätetische, Brunn- u. Entziehungskuren. Für Erholungsuchende. Wintersport. Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, adelholzreiche Höhenlage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres die Administration in Berlin SW., Möcknerstrasse 115.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.

# Henkell Trocken

